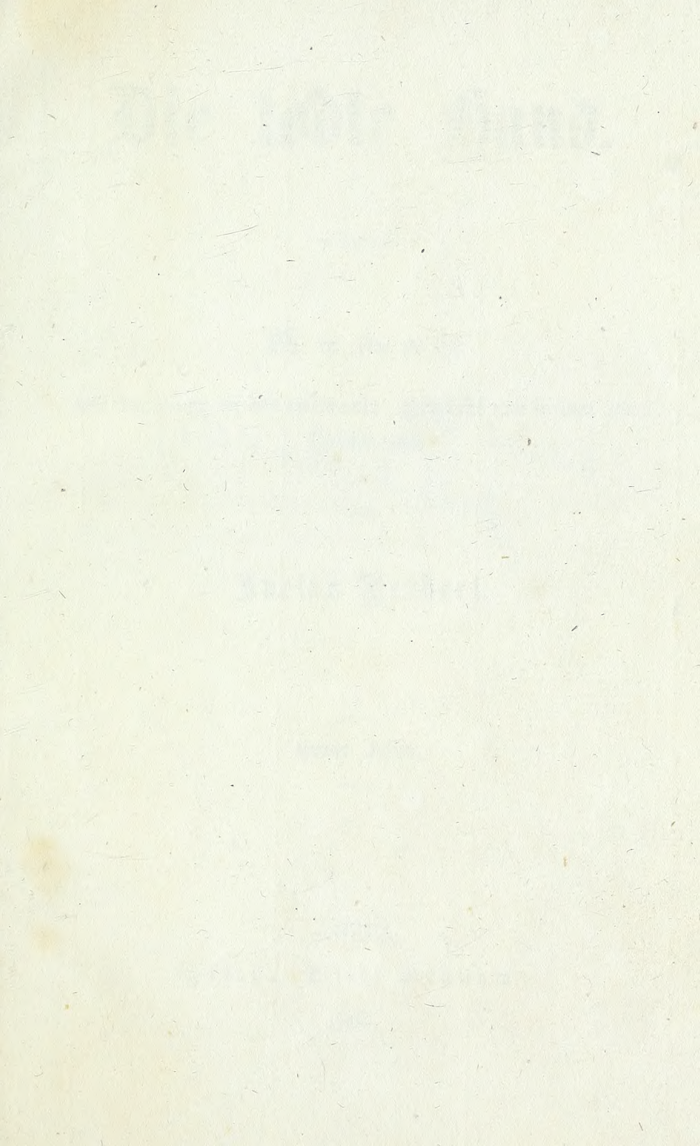






[illegible] for Julius Gundling

Die todte Hand.

Roman

mit Anlehnung an das **nationale**, **kirchliche** und **sociale** Leben **Oesterreichs**

von

Lucian Herbert.

Erster Band.

Leipzig.
Friedr. Wilh. Grunow.
1866.

Seiner Majestät dem Kaiser

Maximilian von Mexiko,

dem freisinnigen Gegner der „todten Hand“,
dem Freunde Napoleons III.

widmet

dieses sich vornehmlich an österreichische und belgische Zustände
anlehnende Werk

ehrfurchtsvoll

aber ohne jeden Hintergedanken an den Guadelupeorden

der Verfasser
der Romane: „Louis Napoleon“, „Napoleon III.“
„Carlo Alberto“ und „Victor Emanuel“.

Inhalt.

Erstes Buch.

Der Jockey.

Zweites Buch.

Jaquetta.

Erstes Buch.

Der Jockey.



Erstes Kapitel.

Dick Hawerton.

In Wiesbaden stehen die Wettrennen auf dem Tagesprogramm der Vergnügungen.

Die Saison hat damit ihren Höhepunkt erreicht, denn zu der immensen Anzahl jener, welche das gesundheitspendende Wasser, die reizende Umgebung und der Spieltisch nach Wiesbaden lockt, gesellt sich nun auch noch die nicht unbedeutende Schaar derer, welche an dem Sport Vergnügen finden.

Da sind zunächst die Roßfanatiker, die von Rennen zu Rennen ziehen und deren ganzes geographisches Wissen sich um die Orte dreht, in welchen regelmäßige Pferderennen veranstaltet zu werden pflegen; ihnen nach wälzt sich ein Durcheinander von Pferden, Hunden, Jockeys, Reitknechten und Demimondedamen, daß es in den

Städten, wo sich der ganze bunte Nomadenknäuel niederläßt, bald den Anschein gewinnt, als hätte sich eine Reitertruppe daselbst seßhaft gemacht.

Mit diesen Pferdeanbetern macht das Heer der gewöhnlichen Pferdeliebhaber gemeinschaftliche Sache.

Der Cavallerieofficier verläßt die entfernte Garnisonsstadt, der Gutsbesitzer kommt aus der Einsamkeit seines Herrensitzes daher, kurz Alles was gern ein schönes Pferd courbettiren sieht, giebt sich ein Rendezvous in dem Orte, für welchen eben die Rennen angesagt sind.

Unter den Cavalieren, die zu den Pferderennen nach Wiesbaden kamen, spielt der Graf von Slyken eine Hauptrolle. Er ist ein passionirter Pferdeliebhaber und in seinem Marstall steht kein Renner, der nicht bereits einige Rennpreise davon getragen hätte. Die Slykenpferde sind überall gern gesehen und auch überall von den Concurrenten gefürchtet. Die Nachricht: Slyken ist da, hat schon manchen Cavalier bewogen, das bereits eingeschriebene Pferd kurz vor der Rennstunde zurückzuziehen und lieber das Reugeld zu zahlen, als sich in einen Wettkampf ein

zulassen, in welchem für Roß und Reiter keine Lorbeeren zu holen.

Aber nicht alle Pferde des Grafen haben einen gleich guten Ruf und nicht alle seine Jockeys stehen in gleichem Ansehen.

Genau betrachtet ist es nur der Goldfuchs Miß Arabella, welcher dem Marstall Slykens das glänzende Renommée zu Wege gebracht hat, dessen er sich erfreut; was drum und dran ist, zehrt gleichsam nur an dem Ruhme mit, den Miß Arabella erworben. Und selbst Miß Arabella wäre vielleicht nicht das, was sie ist, ohne den Jockey Hawerton, der sie reitet, der sie seit Jahren siegreich von einem Turf zum andern führt.

Miß Arabella kennt die meisten Rennplätze Europas. Sie hat den Weg von Ostende nach Dover drei-, viermal zurückgelegt; von dem Epsonrennen ist sie nach Longchamps, von da nach Baden-Baden gegangen, die belgischen Rennplätze mit ihren complicirten und combinirten Hindernissen, wie sie nur auf dem zerklüfteten Terrain von Ostende und Courtrai zu finden sind, haben ihr kein Grauen erregt. Wo sie war, da war der Sieg bei ihr und sie hat bereits mehr

Preise davongetragen, als der schlachtengewandteste General Orden.

Dick Hawerton aber, der schlanke Jockey, war von Miß Arabella unzertrennlich. Er hütete das schöne Thier wie seinen Augapfel und dieses ließ sich hinwiederum von niemand Anderem reiten oder wenigstens zum Siege führen als von Hawerton. Darum war Hawerton auch des Grafen Liebling und rechte Hand und galt mehr bei ihm als der Wirthschaftsrath, der nicht einmal reiten konnte und sich ganz gemüthlich von zwei zahmen Wagenpferden ziehen ließ. Der Graf von Slyken wandte seine Achtung aber nur Menschen zu, die reiten konnten, ja der Mensch fing bei ihm gewissermaßen erst beim Reiter an.

Hawerton hatte sich längst dem Grafen gegenüber, in dessen Hause er von der frühesten Kindheit an das Gnadenbrod gegessen, selbstständiger gestellt. Sein Vater war Portier in gräflichen Diensten gewesen und war frühzeitig gestorben, ohne seinem Sohne mehr zu hinterlassen als den goldbeknuften Portierstock. Der Graf nahm den Stock für den Nachfolger in der Portierloge in Beschlag und erinnerte sich, daß der zu seinen

Vätern versammelte Portier in seinen jungen Jahren Jockey gewesen war. Diese Reminiscenz flößte dem Pferdeliebhaber wohlwollende Absichten bezüglich des kleinen Hawerton ein. Warum konnte der Sohn nicht auch Jockey werden, wie der Vater? Dieser Betrachtung hatte der kleine Hawerton seine Anstellung im gräflichen Marstall zu verdanken, wo er in wenigen Jahren die Pferde zur vollsten Zufriedenheit des Grafen behandeln lernte.

Nachdem er sie eine Zeitlang gefüttert, getränkt und gestriegelt hatte, trat er in noch intimere Beziehungen zu denselben und schließlich wuchsen Knabe und Pferd so aneinander, daß der kleine Hawerton der Lieblingsjockey des Grafen wurde.

Die glänzenden Tage begannen aber für Hawerton erst mit dem Tage, wo Miß Arabella in den Marstall kam. Roß und Reiter paßten so gut zusammen, als ob sie für einander geboren worden wären.

Hawerton, der lange nicht mehr der kleine Dick war, wie er im Hause noch immer genannt wurde, war aber ein schlauer Junge und wußte

sich die bevorzugte Stellung, die er sich im Vereine mit Miß Arabella errungen, trefflich zu Nutzen zu machen.

Er legte alle Schüchternheit, die ihm bis dahin angeklebt, ab und trat eines Tages — es war kurz nach dem Rennen in Ostende, bei welchem Miß Arabella wieder zwei Preise davon getragen hatte — mit einem Ansinnen vor den Grafen hin, welches in jedem andern Munde naiv geklungen hätte, in seinem Munde jedoch nur als ein Ausfluß von Selbstbewußtsein erschien.

Er proponirte dem Grafen nichts mehr und nichts weniger als eine freie Gemeinschaft.

Das Verhältniß zwischen Herrn und Diener, wie es bisher zwischen dem Grafen Slyken und Dick Hawerton bestanden, sollte aufhören und der kleine Hawerton fortan ein freier Mann sein und nur gegen Tantième reiten.

Er sollte auch gehen können, wann er wollte. Wenn er heute zu den Grafen sagte: Ich reite nicht mehr, ich betrete keinen Rennboden mehr, so mußte es sich der Graf gefallen lassen.

Slyken fand in dem Vorschlage seines Jockeys gar nichts, was ihn überrascht, befremdet oder

gar aufgebracht hätte. Da der Reiter nun einmal in seinen Augen der größte Künstler war, so rangirte bei ihm der Jockey Hawerton neben den ersten Künstlern und hatte das Recht genau dasselbe zu beanspruchen. Wenn aber ein berühmter Sänger Monarchen Bedingungen dictirte, so war gar nichts Befremdendes dabei, wenn Dick Hawerton, der Stolz und die Freude des Grafen, seinem Herrn Bedingungen stellte.

Der Graf nahm auch keinen Anstand, auf diese Bedingungen einzugehen.

Er rechnete dabei auf die dem kleinen Dick, wenn nicht angeborene, so doch angewachsene Liebe zu den Pferden und hielt sich überzeugt, daß derselbe nicht freiwillig vom Pferde steigen würde.

Und davon, daß ihn ein anderer Cavalier überzahlte, konnte keine Rede sein. Dick war, mochte er durch den Schritt, den er soeben seinem Herrn gegenüber unternommen, immerhin gezeigt haben, daß er sich auf seinen Vortheil verstehe, ein gemüthlicher Junge, der nicht zum Undank neigte; und selbst davon abgesehen, wer wäre im Stande gewesen, Dick bessere Bedingungen zuzu-

gestehen, als welche der Graf Skyken seinem emancipirten Jockey bewilligte?

Diesem sollte ein Dritttheil aller Preise gehören, welche er mit der Arabella erringen würde, und wenn er mit der Arabella zwölf erste Preise errungen, so sollte das Thier selbst sein eigen sein!

Wo wäre das Jockeyherz gewesen, das sich Angesichts solcher Vortheile einem anderen Marstall zugeneigt hätte? Nein, Dick Hawerton war dem Grafen sicher — sicherer ist nie ein Paciscent dem anderen gewesen!

Zweites Kapitel.

Jaquetta und Dick Hawerton.

In einem kleinen Städtchen des Gasthofes zur Stadt Nassau in Wiesbaden bewegt sich eine junge Frau, die man ihrem frischen Aussehen nach für ein Mädchen halten würde, wenn nicht ihre üppigen Formen das Herannahen eines Familienereignisses verkündigten, welches das Glück junger Frauen erst vollständig zu machen pflegt.

Die Züge der jungen Frau, die kaum zwanzig Jahre alt sein mag, verrathen eine gewisse Unruhe, die sich sichtlich steigert, wenn sie zu dem Fenster hinaussieht, an welches sie sich ursprünglich, offenbar in der Absicht zu lesen, gelehnt.

Das Buch ist aber längst ihren Händen entsunken und die schöne Aussicht, welche man von dem Fenster aus auf die bewaldeten Höhen hat,

die Wiesbaden einschließen, ist es auch nicht, was die Frau fesselt.

Ihr Blick heftet sich vielmehr von Zeit zu Zeit mit ängstlicher Spannung auf die Allee, welche den Curgarten begrenzt, und in welcher mehrere Reiter ihre Pferde tummeln.

Die Reiter haben vollauf zu thun, wenn sie den Uebermuth der Renner zügeln wollen, die, an andere Bahnen gewöhnt, gar zu gern ins Weite schweifen würden.

Die junge Frau am Fenster scheint unter den Reitern in der Alleechaussée eine Person entdeckt zu haben, die ihrem Herzen theuer sein mag.

Aber selbst wenn dies der Fall ist, so bleibt immer noch die fast fieberhafte Angst unerklärlich, mit welcher sie die ganz harmlosen Bewegungen der Reiter verfolgt.

Diese sind gewöhnt, ganz andere wagehalsige Reiterstückchen auszuführen und die glatte Allee droht ihnen mit keiner Gefahr. Der morgige Tag, an welchen sie alle, die jetzt da so friedlich ihre Pferde zureiten, um den Königspreis jagen werden, kann eher verhängnißvoll für sie werden.

Die junge Frau fühlt sich erleichtert, als sie

gewahr wird, daß die Jockeys ihre Reitübungen in der Allee einstellen und mit ihren Thieren den Stallungen zutraben.

Es dauert nicht lange, so öffnet sich die Thür, die zu dem von der jungen Frau bewohnten Stübchen führt und ein junger schlanker Mann in knappem bürgerlichen Anzuge erscheint auf der Schwelle.

Die Sporen an den Stiefeln und die Reitgerte in der Hand verrathen den Reiter.

Die Frau, die ihn sehnsüchtig erwartet zu haben scheint, eilt ihm entgegen und klammert sich mit einer Hast an ihn, mit der man sonst nur Personen zu umschlingen pflegt, die in einer großen Gefahr schwebten und die man den dunklen Schicksalsmächten, die schon nach ihnen ausgegriffen, abgerungen zu haben froh ist.

„Dick, mein Dick,“ flüsterte die Frau, einen Kuß auf die Wange des Ankömmlings drückend, welche die frische Morgenluft lebhaft geröthet hat, „ich danke Gott, daß Du wieder da bist, daß ich Dich gesund und unverletzt wieder habe — aber Du darfst kein Pferd mehr besteigen!“

„Was fällt Dir ein, meine Liebe?“ erwie-

dert Dick Hawerton mit einem abwehrenden Lächeln.

Die Worte, mit denen er hier empfangen wurde, haben ihn offenbar überrascht und er weiß nicht, ob er sie ernsthaft nehmen oder als Scherz behandeln soll.

„Ich scherze nicht, Dick!“ versichert die Frau, indem sie die Hand des geliebten Mannes ergreift und mit krampfhaften Drucke festhält. „Ich scherze nicht — Du darfst nicht mehr reiten — nicht heute, nicht morgen, nie mehr!“

„Ich begreife die Stimmung nicht, in der ich Dich finde, mein Kind!“ sagte Dick Hawerton ruhig und setzte dann in zärtlichem Tone hinzu: „Willst Du mir nicht erklären, was Dich bestimmt, ein so seltsames Ansinnen an mich zu stellen, dem ich mich doch, wie du weißt, jetzt am allerwenigsten fügen kann!“

Die Frau sah Dick lange an und brach dann in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Sie bedeckte ihr Antlitz mit den Händen und bald sickerte es zwischen den Fingern dieser zuckenden Hände hervor, daß man sah, die Aufregung, welche sich der Frau bis dahin bemächtigt hatte, habe sich

in ein tiefes Weh, das Schluchzen in Thränenthau aufgelöst.

Die Thränen rührten Dick; er griff lebhaft nach der Hand der jungen Frau aus, da diese die seinige fahren gelassen hatte, als ob sie ihn selbst verloren gebe; er legte seinen Arm um die Taille der Weinenden und zog diese zu dem Fauteuil, der unfern vom Fenster an der Wand lehnte.

Nachdem er sie genöthigt hatte sich niederzulassen, kauerte er sich wie ein Kind vor sie nieder, sah sie liebevoll an, brachte ihre rechte Hand zwischen seine beiden Hände und flüsterte:

„Willst Du mir nicht sagen, Jaquetta, was Du hast — was Dich bedrückt?"

Jaquetta entfernte die linke Hand, mit der sie noch immer ihr Antlitz bedeckt gehalten, von ihren Augen und sagte leise, indem sie einen Versuch machte, Dick anzusehen, der ihr jedoch sichtlich eine große Ueberwindung kostete:

„Ich kann Dich kaum ansehen vor Schmerz, Dick! Mein Kind — Dein Kind, Dick — es wird in armes Waisenkind werden."

Eine tiefe Röthe hatte Jaquettas Wangen

bedeckt, als sie des Kindes erwähnte, das in diesem Augenblicke noch unter ihrem Herzen ruhte und dessen Zukunft sie bereits so besorgt machte.

Die purpurne Färbung, in welcher Jaquettas an sich schon liebliches Antlitz gegenwärtig erstrahlte, ließ die junge Frau noch um vieles schöner erscheinen und veranlaßte im Vereine mit der züchtigen Verlegenheit, die sich in den Zügen der jungen Frau ausprägte, Dick, sie mit einem Blicke zu streifen, in welchem alles Entzücken einer jungen Liebe lag.

„Wie kommst Du plötzlich auf so finstere Gedanken, Jaquetta?“ fragte Dick, die Hand der jungen Frau mit seinen Küssen bedeckend.

„Ich nähre diese Gedanken schon lange, Dick, aber nie haben sie mich so ganz bemeistert, wie heute!“ entgegnete die junge Frau traurig. „Einmal, es mögen jetzt drei, vier Monate her sein, hatte ich einen peinlichen Traum. Ich sah Dich aufgebahrt liegen — todt — Du hattest die rothe Jacke an, in der Du immer reitest — neben Dir stand Miß Arabella und scharrte mit dem Fuße, und wie sie so scharrte, floß immer Blut unter ihrem Hufe aus der Erde hervor! Dick, geliebter

Mann, Du kannst nicht glauben, was ich in jener Nacht litt, wo dieser entsetzliche Traum wie Blei auf mir lag!“

Jaquetta hatte sich aus den Kissen des Fauteuils, an dessen Rücklehne sie sich bis dahin gestützt, erhoben, die Hand, die Dick bisher festgehalten, freigemacht, und streckte nun ihre beiden Hände Dick entgegen, ergriff dessen Haupt und vergrub ihre Lippen in die dichten schwarzen Locken, welche Dicks Kopf in reizender Unordnung umflossen.

Dick ließ Jaquetta gewähren und murmelte:

„Du hast mir nichts von dem bösen Traume erzählt!“

„Du hattest damals eben ein Rennen vor Dir und ich wollte Dich nicht beunruhigen!“ meinte Jaquetta, ihre Lippen aus Dicks Locken loslösend, dagegen aber ihre Finger in diese Locken einwühlend. „Ich bewahrte die Angst um Dich in meinem Herzen und fühlte sie erst schwinden, als Du sieghaft und ungefährdet aus dem Rennen hervorgingst. So oft mir später die Erinnerung an den Traum wiederkehrte, und das geschah regelmäßig vor jedem neuen Rennen mit besonderer

Lebhaftigkeit, schalt ich mich ein thörichtes Kind, eine Närrin, die sich durch Träume einschüchtern und ängstigen lasse. Als Du von Rennplatz zu Rennplatz unversehrt gingst, schwand vollends alle Furcht in mir — da plötzlich kam sie mit unwiderstehlicher Gewalt über mich, als Du mir vor acht Tagen ankündigtest, daß wir nach Wiesbaden gehen würden. Ich bezwang mich — aber als ich die Thürme dieser Stadt erblickte, befiel es mich wie eine Ohnmacht, wie die Ahnung nahenden Unheils. Wärst Du bei mir gewesen, ich hätte Dich gebeten, umzukehren, die Stadt nicht zu betreten. So aber saß ich allein im Postwagen und nie ist mir die Einsamkeit, der Du mich auf Reisen überantwortest, schmerzlicher gewesen als in dieser Stunde, in welcher es mir zu Muthe war, als gingen wir beide unabwendbarem Unglück entgegen."

„Leider muß ich meine Jaquetta noch zuweilen sich selbst überlassen," flüsterte Dick, „aber die Zeit ist nicht mehr fern, wo sie nicht mehr von meiner Seite, wo Dick nicht von der ihrigen weichen wird!"

„Ich fürchte Dick, die Zeit wird nie kommen!"

sagte Jaquetta mit einem melancholischen Lächeln. „Du bestehst darauf, morgen zu reiten und ich weiß es, Dick, ich weiß es bestimmt, wenn Du reitest, sehe ich Dich mit keinem Auge wieder — lebend wenigstens nicht!“

„Thörichtes Kind!“ rief Dick, während ihn Jaquetta fester an sich preßte.

„Nenne mich wie Du willst, schilt mich — meinen Kummer schiltst Du nicht weg, meine trüben Ahnungen verscheucht weder Dein hartes noch Dein zärtliches Wort. Gestern noch nannte ich mich selbst eine Thörin, ich suchte meiner Stimmung um jeden Preis Herr zu werden. Gestern noch zeigte ich Dir ein heiteres, harmloses Gesicht — heute bin ich es nicht mehr im Stande. Als Du heute von mir gingst, um, wie Du sagtest, nach der Miß zu sehen, die Dir so ans Herz gewachsen ist, daß sie vielleicht in Deiner Zuneigung den Vorrang vor Jaquetta einnimmt, da überfiel mich wieder jene namenlose Angst, die mir beim Anblick der Thürme dieser Stadt das Herz im Leibe zusammengeschnürt hatte. Ich hätte Dir nacheilen, Dich festhalten mögen, ich mußte mich bezwingen, daß ich es nicht that. Ich versuchte

mich selbst zu beruhigen, indem ich mir sagte, daß es nur ein Spazierritt sei, dem Du entgegen gingst, ich freute mich wie ein Kind, als ich Dich ruhig dahin traben sah, aber gleich darauf befiel mich wieder jene unerklärliche, unaussprechliche Furcht, von der ich mich erst erlöst fühlte, als ich Dich unversehrt bei mir eintreten sah!"

„Du wirst mich morgen nach dem Rennen ebenso unversehrt eintreten sehen wie heute!" bemerkte Dick scherzend. „Und wenn es Dir eine Freude macht, so verspreche ich Dir, daß ich morgen zum letztenmale reite!"

Ein freudiges Leuchten zuckte über Jaquettas Züge — aber in einem Handumdrehen verflog die Heiterkeit und der traurige Ausdruck von früher klemmte sich wieder um die feingeschnittenen Lippen der jungen Frau fest. Sie schüttelte mit dem Kopfe und sagte:

„Morgen ist's zu spät, Dick, ich wiederhole es Dir, morgen ist's zu spät. Sage mir heute: ich besteige Miß Arabella nicht mehr und Du machst mich unaussprechlich glücklich, Du beschwörst das Unglück, welches wie ein geschliffener Dolch unsichtbar in der Luft hängt, welches ich fühle,

ahne, ohne es greifen zu können! Reite morgen nicht, Dick — reite nicht mehr!"

„Was sinnst Du mir an?" murmelte Dick unmuthig, indem er es vermied, Jaquetta anzublicken, als fühle er, daß sein Unmuth und sein Widerstand schwinden würden, sobald er sie ansähe die ihm jetzt die kleinen reizenden Hände entgegenstreckte. Weißt Du nicht, wie viel an dem morgigen Tage hängt? daß, abgesehen davon, daß ein hoher Preis auf dem Spiele steht, Miß Arabella mein wird, wenn ich mit ihr den Königspreis gewinne? Eilf Preise habe ich mit dem herrlichen Thiere gewonnen — morgen winkt mir der zwölfte und dann ist die Miß mein und ich bin ein reicher Mann, wenn ich mich von ihr trennen will, denn sie ist unter Brüdern fünfzehn Tausend Francs werth!"

„Du Dich von Arabella trennen — lächerlicher Gedanke!" sagte Jaquetta empfindlich. „Wenn Du Dich von Arabella trennen könntest, so thätest Du es, wo das Glück und die Zukunft der ganzen Familie auf dem Spiele steht, wo Du Deinem Weibe den geliebten Mann, Deinem noch ungebornen Kinde den Vater erhalten kannst!"

Es lag ein so rührender, zum Herzen sprechender Ton in Jaquettas Klage, daß sich Dick Hawerton, der seine junge Frau fanatisch liebte, im Innersten ergriffen und erschüttert fühlte.

Dick war nun drei Jahre verheirathet und mit jedem Tage hatte seine Liebe zu Jaquetta Bultink einen Zuwachs erfahren und vollends von dem Tage an, wo ihm Jaquetta stammelnd ein Geheimniß anvertraut hatte, von dem sie voraussetzte, daß es ihn so glücklich machen würde, wie es sie selbst beseligte, ging diese Liebe über alle Grenzen hinaus. Von diesem Tage an war Jaquetta sogar entschieden im Unrechte, wenn sie noch immer behauptete, daß er Miß Arabella — oder die Miß schlechtweg, wie Jaquetta etwas wegwerfend das schöne Pferd nannte — gleichen Rang mit ihr in seinem Herzen einräume.

Aber Jaquetta verdiente es auch, daß sie Dick Hawerton so innig und grenzenlos liebte. Nicht nur daß sie schön war, schön und gut — sie hatte ihm auch ein Opfer gebracht, das nicht hoch genug anzuschlagen war.

Sie hatte Vater und Mutter verlassen, um dem Manne ihres Herzens zu folgen — und sie

war nicht am hellen Tage gegangen, nicht wie andere Bräute von den Segenswünschen der Eltern begleitet — sie war mit ihm davon gegangen bei Nacht und Nebel, hinter dem Rücken ihrer Eltern, und sie wußte noch heute nicht, ob ihr der alte Vater nicht tausend Flüche nachgedonnert, ob sich die Mutter des ungerathenen Kindes wegen nicht die alten, schwachen Augen ausgeweint habe.

Daß Jaquetta Bultink aber mit Dick Hawerton auf und davon gegangen, das war so gekommen.

Der alte Zacharias Bultink war in Ostende Wächter eines Austernparks.

Der Umgang mit den wolverschlossenen Mollusken und eine Familienkatastrophe, die in seine Jugendzeit fiel, hatte ihn so schweigsam gemacht, daß er oft tagelang kein Wort sprach und nur darauf bedacht war, den Schalthieren, die seiner Obhut anvertraut waren, frisches Seewasser zuzuführen, damit sie immer feister und wohlschmeckender würden, sie zu öffnen, wenn Gäste den Austernpark besuchten und sie für den Export in Fäßchen zu verpacken.

Während Zacharias diesen drei Beschäftigungen oblag, davon keine sonderlich darnach angethan war, einen Menschen, den schon Mutter Natur schweigsam angelegt hatte, redseliger zu machen, versah sein Weib die Küche und sorgte dafür, daß die Gäste, die den Austernpark besuchten, ein schmackhaftes Beefsteack oder saftige Coteletten erhielten und eines oder das andere mit Hülfe einer Flasche Pale-Ale, Porter oder St. Emilion hinabschwemmen konnten.

Frau Bultink führte die Bücher, bestellte und versorgte die Biere und die Weine und führte nebenher die ausgebreitetste Correspondenz mit Lieferanten und entfernt wohnenden Austernkunden, während sich ihre mündliche Correspondenz mit ihrem Manne auf kaum zehn Worte täglich beschränkte.

Jaquetta, das einzige Kind des Hauses, half geschäftig, bald der Mutter, bald dem Vater und wäre vielleicht noch lange ein harmloses Kind geblieben, wenn nicht eines Tages viel vornehme Gesellschaft nach der Stadt gekommen wäre.

Der Renn-Club, der in der Hauptstadt tagte, hatte sein Augenmerk plötzlich auf die vortheil-

haft gelegene und von England und Frankreich gleich leicht zu erreichende Seestadt geworfen und das zerklüftete Terrain derselben für Rennen mit Hindernissen ganz besonders geeignet gefunden.

Die Folge davon war, daß plötzlich an einem Sommertage eine Invasion von Cavalieren, Damen, Courtisanen, Jockeys und Reitknechten in den Ort einfiel und in demselben ein ungewohntes, buntes Leben zu Wege brachte.

Der Rennplatz lag im Rücken des Austernparkes und an diesem mußte jeder vorbeikommen, der bei dem Rennen, sei es als Theilnehmer, sei es als Interessent oder als Zuschauer irgendwie anwesend sein wollte.

Auch die jugendlichen Jockeys in ihren glänzenden, seidenen Jacken mußten an dem Parke vorbei reiten und diese phantastisch herausgeputzten Gestalten interessirten Jaquetta mehr als die glänzenden Cavalkaden, die dem Rennplatze zusprengten, als die eleganten Roben der Frauen, die in ihren Equipagen hinausfuhren, als die Schaaren der Fußgänger, die in Hast und Unordnung demselben Ziele zusteuerten.

Unter diesen abenteuerlich herausstaffirten

Reitern zog aber wieder besonders einer die Aufmerksamkeit Jaquettas auf sich.

Er war schöner als seine Collegen, seine Gesichtszüge waren sanft und einnehmend, seine Bewegungen leicht und anmuthig, seine Haltung war chevaleresk und selbstbewußt — kein Edelmann saß so fest und ungezwungen im Sattel, wie der Jockey in der rothen Jacke, der den Goldfuchs ritt und immer hinüber sah nach dem Austernpark, seit er auf der obersten Stufe, die zu demselben führte, eine liebliche Mädchengestalt entdeckt hatte.

Der Jockey ritt öfter an dem Parke vorüber als er dies wohl nöthig hatte, und das Mädchen dessen Wohlgefallen er erregt zu haben schien, sah ihn länger und genauer an, als sie dies wohl nöthig hatte.

Dann ging sie hinaus und sah ihn reiten, sah ihn dahin jagen auf dem schweißtriefenden Goldfuchse, den Kopf vorgebeugt, das Antlitz belebt, sah ihn den ersten beim Ziele anlangen, die breitkrämpige Mütze schwingen und dabei die tausendköpfige Menge sieghaft ansehen — sie hörte die Hurrahs dieser Menge, die ihm galten und

freute sich unwillkührlich über die Huldigungen deren Gegenstand er war.

Als sie eine Stunde später wieder auf der, Treppe des Austernparks stand, um die Menge, die sich nun wieder nach genossenem Schauspiele der Stadt zudrängte, an sich vorbei fluthen zu lassen, da kam auch er wieder vorüber und suchte sie mit dem Blicke und fand sie auch, obwohl sich ein dichtes Gewühl zwischen sie und ihn legte und sie fast unsichtbar machte.

Er erlaubte sich, sie zu grüßen, indem er ihr zulächelte und seine Reitgerte in der Richtung schwenkte, wo sie stand.

Sie erröthete und flüchtete sich — sie dachte, alle Welt müsse es gesehen haben, daß er sie gegrüßt habe, und es hatte sie doch wieder gefreut, daß er, der eben erst einen Triumph gefeiert, und dem die Hände und Blicke zahlloser schöner und vornehmer Frauen und Mädchen Beifall gespendet, gerade von ihr Notiz nahm.

Sie wußte nicht wie es kam, aber sie mußte fortan immer an ihn denken — der hübsche, schlanke Jockey in der rothseidenen Jacke und mit dem breiten Schirm über der glatten, glänzenden Stirn

kam ihr nicht aus dem Sinn, bis er am Abend in die Gaststube des Austernparkes eintrat.

Er sah am Abend ein wenig anders aus, als am Vormittag, der Seidenflitter war von seinem Körper verschwunden, er sah aus, wie ein gewöhnlicher Mensch, nur gestiefelt und gespornt und in der Hand trug er eine Reitgerte — dieselbe Gerte, mit der er ihr vor einigen Stunden zugewinkt.

Er kam nicht allein — er hatte sich Cameraden angeschlossen, deren jeder eine Dame am Arme hatte, eine geputzte Dame, die sehr vornehm that, dabei aber aus vollem Halse lachte und sich überhaupt sehr ungenirt benahm.

Nur er führte keine Dame mit sich.

Jaquetta wußte sich keine Rechenschaft davon zu geben, warum sie das freute — aber es freute sie.

Es war ihr auch nicht unangenehm, als er sie wieder anlächelte, wie eine alte Bekannte — ja sie duldete es sogar, daß er ihr unters Kinn griff.

Das Geschäft ging stark am Abend, es kamen viele Gäste und Jaquetta mußte tüchtig zugreifen.

Sie schoß ab und zu, flog von Küche zu Stube vom Keller zum Austernpark, in welchem der Vater kaum fertig werden konnte, die Austern zu öffnen.

So oft sie aber in der Gaststube auftauchte, hatte der Jockey immer ein freundliches Lächeln und einen Blick für sie, der ihr, sie wußte nicht warum, durch Mark und Bein ging und sie verwirrte, ohne sie zu erschrecken oder sonst peinlich zu berühren.

Als sie einmal wieder hinausging, erhob er sich und eilte ihr nach.

Er konnte dies unbemerkt thun, denn seine Cameraden kümmerten sich kaum um ihn — sie schäckerten mit den Damen, die sie mitgebracht, und schwenkten die Champagnergläser mit unsicherer Hand, daß der weiße Weinschaum nicht selten die Seidenroben der Damen überfluthete.

Der Jockey wußte, daß das junge Mädchen die ihn so angelegentlich beschäftigte, die Treppe hinab nach dem Austernparke geeilt sei.

Er schloß ganz richtig, daß sie da, wo sie hinabgegangen, wieder herauf müsse und faßte auf der obersten Stufe der Treppe, gerade da, wo sie gestanden hatte, als er sie das erstemal erblickt, Posto.

Drüben erhob sich die Vollmondscheibe langsam aus den Fluthen des Meeres und übergoß die weiße Mauer des Gebäudes, das sich an den Austernpark lehnte und in welchem die Gäste zechten, mit bleichem Lichte.

Jetzt huschte es wie ein Schatten vom Austernpark zur Treppe, dann diese Treppe hinan — im nächsten Augenblick hatte der junge Mann das Mädchen, auf das er hier gelauert, in seine Arme geschlossen und preßte es an sich.

Das Mädchen wußte nicht wie ihm geschah, es erkannte den kühnen Angreifer, wollte sich wehren und kam nicht dazu, wollte schreien und vermochte es nicht; ehe es sich dessen versah, fühlte es seine Lippen versiegelt, bedeckt mit heißen Küssen, die es taumeln machten und um die Besinnung brachten.

Willenlos lag Jaquetta noch in den Armen des Jockeys, der ihr die Musik süßer Worte ins Ohr träufelte und seine Rede nur unterbrach, um die Versicherungen der Liebe durch neue Küsse zu besiegeln, als es neben dem Paare, das sich so wunderbar schnell gefunden hatte, erdröhnte wie schwerer Mannesschritt.

Der Mond war an den Liebenden zum Verräther geworden. Während sie gekost hatten, übersahen sie, daß ihre Schatten auf der weißen Mauer sichtbar waren, welche der aufsteigende Mond so grell beschien.

Und drüben im Austernpark, kaum fünfzig Schritte von ihnen entfernt, stand ein alter Mann, der seinem Kinde nachsah, als es wie ein Schatten die Treppe empor und dem fremden Manne in die Arme glitt.

Der Mann stand eine geraume Weile wie versteinert da und wußte sich nicht zu deuten, was er sah und wußte sich nicht Antwort zu geben auf die Frage ob er wache oder träume — ob er recht sehe, wenn ihm das Schattenspiel an der Wand seine Tochter vorgaukelte, wie sich eines Mannes Lippe mit der ihrigen verband — und als er endlich zu sich kam, sich von seiner ersten Ueberraschung erholte und die Entdeckung machte, daß das Schattenbild an der Wand nicht verschwand, ob er sich noch so sehr die Augen rieb, da machte er sich auf und war in drei, vier Sätzen auf der Höhe der Treppe.

Hier griff er zuerst nach der Schulter des

fremden Mannes aus, der es wagte, seine Tochter zu umarmen und schleuderte den Verwegenen zurück, daß er taumelte.

Dann streckte er seinen Arm gegen sein Kind aus.

In dieser stummen Geberde lag der kategorische Befehl: geh!

Jaquetta wollte sich entsetzensstaar entfernen, als sie sich bei der Hand erfaßt fühlte.

Es war der Jockey, der sich ihrer bemächtigt hatte und sie jetzt, sich zu ihr neigend, fragte:

„Willst Du mein Weib werden? Ich weiß nicht wie Du heißest, aber ich liebe Dich, und ich frage Dich, ob Du mein Weib werden willst?“

Jaquetta wußte nicht, was mit ihr geschah, der Boden wankte unter ihren Füßen, Alles drehte sich um sie und mit ihr, aber in ihrer namenlosen Verwirrung hatte sie einen Blick für den Mann, der eine so verhängnißvolle Frage an sie richtete und dieser Blick begegnete einem so offenen, vertrauenerweckenden Gesichte, daß sie unwillkührlich Muth faßte und die Aufregung, die auf ihr lastete, schwinden fühlte.

Sie schmiegte sich an den Mann, der ihr Herz im Sturm zu eigen gewonnen hatte und in dieser

hingebenden Bewegung lag die Bitte, sie gegen den Zornausbruch des Vaters zu schützen, und zugleich die Antwort auf die Werbung.

Der Jockey deutete das Benehmen Jaquetta's ganz richtig. Mit fast aufjauchzender Stimme rief er, Jaquetta auf die Stirn küssend und dann freigebend:

„Du bist mein, und kein Vater vermag Dich mir mehr zu nehmen.“

Dann wandte er sich zu dem Wächter des Austernparkes und sagte zu ihm:

„Sie haben gesehen, daß ich Ihre Tochter liebe, daß sie mich wieder liebt — geben Sie mir Ihr Kind zur Frau.“

Der Alte stand einen Augenblick da, als sammelte er seine Gedanken.

Dann fragte er mit bebender Stimme:

„Wer sind Sie, der Sie es auf Ihr Gewissen nehmen, mit dem Hausfrieden eines alten Mannes Ihr Spiel zu treiben — wer sind Sie und wie heißen Sie?“

„Ich heiße Dick Hawerton und bin Jockey!“ entgegnete der Andere respectvoll und setzte dann in ernstem Tone hinzu: „Es fällt mir übrigens

nicht ein, mit Ihrem Hausfrieden und mit Ihrer Hausesehre zu spielen, denn ich begehre Ihr Kind ehrlich zur Frau, ich kann es ernähren und habe den Willen, es glücklich zu machen!“

Der Alte schien wieder zu überlegen. Dann sagte er:

„Was heißt das Jockey? Ich lebe in meinem Austernparke und habe nie mit Jockeys zu thun gehabt — wohl aber sah ich heute eine Schaar harlequinartig aussehender Leute an dem Parke vorbeireiten — sie hatten seidene Jacken von greller Farbe, buntkarrirte Hosen und breitschirmige Mützen an. Sind Sie vielleicht einer von diesen Leuten?“

Dick Hawerton erröthete und erwiderte nichts.

„Diese Leute ritten hinaus, um draußen die Hälse zu brechen!“ fuhr der Alte, nachdem er einige Sekunden vergeblich auf eine Antwort gewartet, lakonisch fort.

„Es hat Niemand den Hals gebrochen!“ sagte Dick Hawerton, dem der Unmuth aufzusteigen begann, empfindlich. Denn er vertrug nicht, daß man seinen Stand schmähte, herabsetzte oder bespöttelte.

„Das war Zufall!“ fertigte der Alte Dick ab. „Wer den Hals heute nicht gebrochen hat, kann ihn morgen brechen — Zacharias Bultink gibt aber seine einzige Tochter keinem Manne zum Weibe, der neben dem Seiltänzer rangirt und wie dieser jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt ist, seinen Hals zu brechen!“

Der Seiltänzer schnitt dem Jockey tief in die Seele, aber er bezwang seinen Unmuth und hielt an sich.

„Zacharias Bultink, Ihr geht mit mir streng in's Gericht!“ sagte er ruhig. „Wir sind Alle in Gottes Hand — ein falscher Tritt und Ihr stürzt die Treppe, die von hier zum Austernpark führt, hinab und zerschellt Euch den Kopf an den Mauern oder an den spitzen Austernschalen — was habt Ihr da vor mir voraus, der ich, wie Ihr meint, jeden Augenblick den Hals brechen kann?“

„Streiten wir nicht darüber, wer von uns beiden dem Tode näher ist!“ erwiederte der Alte kalt. „Ich habe es gesagt — ich gebe mein einziges Kind keinem Manne, der in seidener Harlequinsjacke auf dem Pferde sitzt und um dem Pferde zu einem Preise und seinem Herrn zu flüchtigem

Ruhme zu verhelfen, stündlich seine Haut und sein Genick zu Markte trägt!"

„Ist das Euer letztes Wort?" brauste Dick Hawerton auf, da er den Aerger über die Herabsetzung seines Standes, der in seinen Augen zu den ersten, unentbehrlichsten und beneidenswerthesten Ständen in der Welt gehörte, nicht länger verwinden konnte.

„Mein letztes!" lautete Bultink's lakonische Antwort.

„Und nach Eurer Tochter fragt Ihr gar nicht?" rief Dick vorwurfsvoll. „Ich habe es Euch gesagt, daß sie mich liebt — Ihr habt es selbst gesehen — was soll aus dem Mädchen werden, wenn ich sie verlasse? Doch nein — von Verlassen ist hier keine Rede — ich nehme sie mit mir, ob Ihr damit einverstanden seid oder nicht — ich nehme sie mit in Ehren als mein Weib — kein Vater kann das hindern!"

Der Alte, der Dick bereits den Rücken zugekehrt hatte, wandte sich nochmals gegen ihn und sagte:

„Wenn sie mit Euch gehen will, dann mag sie's thun — ich habe dann nicht viel an ihr ver-

loren. Aber aus meiner Hand erhaltet Ihr sie nicht — und nun laßt mich in Frieden!"

Der Alte ging.

„Du hast es gehört," wandte sich Dick Hawerton zu Jaquetta, die mit halbgeschlossenen Augen an der Mauer lehnte, und schwer athmete, „Du hast es gehört, er gibt Dich mir nicht — wohlan denn, so nehme ich Dich an mich!"

„Wie kann ich des Vaters Segen missen — wie kann ich einen zürnenden Vater hinter mir zurücklassen — allein?" hauchte Jaquetta, in Thränen ausbrechend.

„Er wird in Jahr und Tag nicht mehr zürnen!" beruhigte Dick die Zaghafte. „Wenn er sich überzeugt haben wird, daß nicht alle Jockeys das Genick brechen, daß ich ein braver Mann bin, der Dich auf den Händen durch's Leben trägt, dann wird er anderen Sinnes werden. Und noch Eines — ich bin Jockey mit Leib und Seele — Miß Arabella, der herrliche Goldfuchs, den Du mich heute reiten sahst, war bisher meine einzige Liebe — aber nun ich Dich habe, fühle ich mich stark genug, Dir ein Opfer zu bringen,

nicht ewig Jockey zu sein. Ich will zu meinem Herrn, dem Grafen Slyken, gehen und ihm einen Vorschlag machen — er hält viel auf mich, weil er nie einen Jockey hatte, mit dem er so viel Ehre eingelegt hätte, wie mit mir. Ich werde ihm nicht sagen, daß ich mich verheirathe, aber ich werde mich ihm gegenüber freier stellen, damit ich aufhöre sein Diener zu sein. Ich werde mir meine Freiheit, meine Selbständigkeit erkaufen und dann will ich Dich holen — sage, willst Du mit mir gehen, trotz alledem?"

Und Jaquetta ging mit ihm, trotz alledem.

Dick Hawerton schloß mit seinem bisherigen Herrn jenen Vertrag, dessen wir bereits erwähnt haben, nahm zugleich auf acht Tage Urlaub und benutzte diese Zeit, um Jaquetta an Bord des Packetboots und nach England zu bringen, wo er sich mit ihr trauen ließ.

Jaquetta ging bei Nacht und Nebel aus dem väterlichen Hause fort.

Der alte Bultink hatte ihre Freiheit nicht im Geringsten beschränkt — so wie er einerseits unter keinen Umständen zu einer Aenderung seines Entschlusses, sein Kind dem Jockey zu verweigern,

zu vermögen gewesen wäre, so widerstrebte es andererseits seinen Grundsätzen, Jaquetta irgend einen Zwang anzuthun und sie gegen ihren Willen im Hause festzuhalten.

Jaquetta hatte die Mutter zur Vertrauten gemacht, denn Bultink hatte nicht einmal seinem Weibe mitgetheilt, was zwischen ihm und seiner Tochter und dem Jockey, der um diese angehalten, vorgegangen war.

Die Mutter vereinte ihre Thränen mit denen Jaquetta's und sagte zu ihr: „Thue, was Du nicht lassen kannst; ich muß so handeln, daß mir Dein Vater keinen Vorwurf machen kann. Gehst Du, so segne ich Dich unter vier Augen — er darf's nicht wissen. Und weil ich mein Gewissen ihm gegenüber rein erhalten muß, darf ich Dir in keiner Weise behilflich sein."

So war denn Jaquetta gegangen und der Kuß, den ihr die Mutter in dunkler Stube auf die Stirn gedrückt, war ihre ganze Ausstattung gewesen.

Daß sie aber so mit ihm gegangen war, das war es, was ihr Dick Hawerton so hoch anrechnete, warum er sie mit so grenzenloser Liebe umgab.

„Ich werde Dir's gedenken, Jaquetta!" hatte er der Schluchzenden zugeflüstert, als er sie an dem Tage, wo sie dem väterlichen Hause den Rücken kehrte, die steile Treppe zu dem Dampfer mehr hinabtrug, als führte.

Und er gedachte es ihr.

Er war eine treue Seele und hielt Wort — er liebte sie täglich mehr und die Miß täglich weniger.

Er wußte, daß es ihm schließlich einen großen Kampf kosten würde, sich von der Miß zu trennen, und überhaupt nicht mehr zu reiten — aber er hatte sich bereits an den Gedanken gewöhnt, daß es in Bälde so kommen würde.

Er war schon halb und halb mit sich im Reinen. Das Rennen in Wiesbaden sollte sein letztes sein, wenn er, wie er hoffte, mit Miß Arabella den Königspreis davontragen würde. Dann wollte er sich vom Geschäfte zurückziehen und ein anderes harmloseres anfangen, das seiner Jaquetta keine Besorgnisse einflößen sollte.

Dann, wenn er sich von dem Grafen trennte, war es auch Zeit, diesen mit dem eigentlichen Motiv der Trennung bekannt zu machen, ihm zu

sagen, daß er verheirathet sei und aus zärtlicher Rücksicht für seine junge Frau seinen bisherigen Beruf aufgebe.

Wenn er dem Grafen bisher aus seiner Verheirathung ein Geheimniß gemacht hatte, so hatte er mehr als einen Grund zu diesem Vorgehen.

Zunächst hatten sich seine Beziehungen zu Jaquetta so rasch entwickelt, daß ihm gar keine Zeit blieb, den Grafen zu sondiren, ob er gegen seine beabsichtigte Verheirathung keine Einwendung erheben würde.

Dick fürchtete solche Einwendungen, welche bei dem Abhängigkeitsverhältnisse, das ihn damals noch an den Grafen fesselte, das rasche Zustandekommen der Verbindung leicht verzögern konnten.

Er war so feinfühlend, daß er sich sagte, jeder Tag, den Jaquetta an seiner Seite zubringen müßte, ohne daß der Bund die Weihe erhalten, die sie wenigstens einigermaßen für den fehlenden Vatersegen schadlos zu halten im Stande war, müßte unsägliche Pein für die Geliebte im Gefolge haben.

Wenn Dick auch später, nachdem er sich seinem

Herrn gegenüber freier gestellt, dabei blieb, seine Frau und den Umstand, daß er überhaupt eine solche habe, vor dem Grafen zu verbergen, so wurzelte diese jetzt allerdings nicht mehr nothwendige Geheimnißthuerei in dunklen, unbestimmten Befürchtungen.

Dick kannte den Grafen und wußte, daß hübsche Frauen eine große Anziehungskraft für ihn hatten und ihm nur zu leicht gefährlich wurden.

Er hielt es also für überflüssig, seine Frau möglichen Anfechtungen auszusetzen und zog es vor, den Junggesellen zu spielen.

Er ließ Jaquetta allein reisen, allein wohnen, und wußte es stets so zu veranstalten, daß sein Verkehr mit ihr, obwohl sie ihm in jede Stadt folgte, in welcher der Graf einen längeren Aufenthalt in Aussicht genommen, für diesen dennoch ein Geheimniß blieb.

Wir haben gesehen, daß sich Dick von Jaquetta's Bitten, dem morgigen Rennen fern zu bleiben und überhaupt die Miß nicht wieder zu besteigen, nahezu erweicht fühlte.

Wohl machte einerseits sein Ehrgeiz, der ihm

einen leichten und sicheren Sieg vorgaukelte, andererseits der Trieb, sein Vermögen dadurch zu vergrößern, daß er sich den Besitz der Miß erwarb, noch Einwendungen und veranlaßte ihn, mit seinem Entschlusse noch zu zögern.

Aber Jaquetta wurde nicht müde, immer wieder von Neuem in ihn zu dringen, so daß er sich endlich vornahm, ihr den Willen zu thun.

„Heute machst Du Dich reichlich dafür bezahlt, daß Du mir bei Nacht und Nebel gefolgt bist hinter des Vaters Rücken!“ sagte er, indem in dem Tone seiner Stimme ein gewisser Unmuth nachgrollte. „Ich sage mir, daß Deine Befürchtungen thöricht und grundlos sind, aber ich habe nicht das Herz sie zu überhören, ich habe nicht den Muth, Deine Bitten in den Wind zu schlagen. Wohlan denn — Dein Wille geschehe! Ich verzichte auf einen nahen Triumph, der mir nicht hätte entgehen können — den ich fast schon mit der Hand haschte. Ich verzichte auf ein schönes Besitzthum, ich opfere Dir die Miß! Du wirst es begreifen, daß ich es seufzend thue, aber ich thue es. Miß Arabella ist für mich verloren — Du brauchst nicht mehr eifersüchtig zu sein auf

das schöne Thier — ich lasse es fahren am Vorabend des Tages, der es für immer in mein Eigenthum überliefert hätte — ärmer an Habe gehe ich aus dem Kampf dieser Stunde hervor — denn ein Kampf war es, ich mag es Dir, die Du gesiegst hast, nicht verhehlen — ich bringe Dir ein schmerzliches Opfer — aber was thäte ich nicht, um Dich zu bernhigen, um Dich zufrieden und glücklich zu sehen, Du, meine Einzige!"

Jaquetta schmetterte einen Jubelschrei in die Luft und lohnte Dick mit heißen Küssen und Thränen des Entzückens.

Wie er ihr einst, als er sie die Treppe zu dem Dampfboot hinabgetragen, in's Ohr geflüstert: „Das werde ich Dir gedenken" — so hauchte sie ihm dasselbe Versprechen in sein Ohr.

„Ich danke Dir, mein Dick, ich danke Dir," flüsterte sie, ihn in ihre Arme schließend, „Du hast Dich mir selbst, Du hast Deinem Kinde den Vater wiedergegeben! Du lebst, Du wirst leben — mir, uns zur Freude — jener entsetzliche Traum, der an mir nagte, wird nicht in Erfüllung gehen — ich habe Dich wieder für immer."

Drittes Kapitel.

Jockey und Cavalier.

Dick sagte sich, als er gegen zwei Uhr Jaquetta verließ, daß es höchste Zeit sei, den Grafen zu avisiren, daß er morgen nicht reiten wolle.

Es war ihm zu Muthe, als ob er sein Testament machen sollte.

Er ließ den Kopf, den er stets so selbstbewußt aufrecht zu tragen pflegte, traurig hängen, während er darüber nachdachte, wie er's dem Grafen am besten beibrächte.

Aber was frommten hier alle Umschweife — er nahm sich vor, die volle Wahrheit auf einmal herauszukehren. Denn wenn er sich auch heute mit dem Grafen hätte abfinden können, indem er ihm weiß machte, daß er nicht die nöthige Ruhe

und Sicherheit in sich fühle, welche allein den Sieg verbürge, und daß er daher morgen lieber sein und der Miß Renommée nicht muthwillig auf's Spiel setzen wolle, so hälfe er sich mit dieser Nothlüge doch nur über einige Tage hinweg und in der nächsten Stadt, in welche Graf Slyken seine Pferde und Jockeys zu führen für gut fand, mußte er entweder doch wieder seine Pflicht thun und reiten, oder aber die Erklärung abgeben, welcher er in Wiesbaden aus dem Wege gegangen.

Es war also besser, er rechnete gleich vollständig mit seinem Herrn und seiner ganzen Vergangenheit ab und kam nie wieder auf diese letztere zurück. Dann ging er wenigstens auch jeder Versuchung für immer aus dem Wege.

Dick Hawerton wußte, daß er den Grafen jetzt in den Spielsälen aufsuchen müsse. Slyken spielte nur Vormittags im Kurhause, Abends, wo ihm in den Spielsälen die Gesellschaft zu gemischt war, versammelte er auf seinem Zimmer eine Anzahl Freunde, mit denen er Ecarté spielte.

Dick durchschritt den reizenden Curgarten, dessen Fontainen das Wasser in breiten Bögen

in die Luft plätscherten und streifte die Verkaufs-stätten, welche die Colonnaden einrahmen.

Ueberall herrschte Stille und Einsamkeit.

Niemand spazierte im Curgarten umher, Niemand fühlte ein Gelüste, sich in den Bazarbuden in der Colonnade mit irgend etwas zu versehen — man sah deutlich, daß es erst dem Abend vorbehalten war, Leben in diese Räume zu bringen.

Doch nein — dort vor dem Juwelierladen steht ein junger Mann — sein Gesicht ist bleich und seine zitternden Finger nesteln am Hemde umher, gleiten da vom Kragen zur Brust und von der Brust zu den Aermelmanchetten.

Als Dick Hawerton den Laden und den jungen Mann, der vor demselben steht und mit dem Juwelier unterhandelt, streift, hört er, wie der junge Mann den letzteren mit unsicherer Stimme fragt:

„Was geben Sie mir für diese goldenen Hemdknöpfe?“

Der Juwelier besieht die Knöpfe und erwiedert lakonisch:

„Zwölf Gulden!“

Der junge Mann entgegnet nichts, überlegt

nicht, sondern streckt nur die Hand nach dem Gelde aus und rennt, sobald er dieses in seiner Hand fühlt, wieder dem Curhause, dem Spieltische zu.

Dick Hawerton schlendert langsam hinterdrein und sieht sich mit einem Male in einem glänzend eingerichteten Saale, in welchem eine feierliche, fast unheimliche Stille herrscht.

Er begreift nicht, wie es in einem Raume, in welchem an hundert Menschen versammelt sind, so still sein kann.

Dick befindet sich zum ersten Mal in seinem Leben in einem ähnlichen Lokale und betrachtet Alles mit hohem Interesse, die galonirten Diener, die da scheinbar unthätig umherlungern, die seidenen Fauteuils, die an den Wänden lehnen, die stumme Gruppe endlich, welche den Spieltisch wie eine festgestampfte Mauer umragt.

Er nähert sich dieser Gruppe und wirft über die Schultern einer kleinen Blondine, die eben ein Goldstück auf den Tisch gelegt, einen Blick auf diesen Tisch.

Welch ein Gefunkel von Gold und Silber!

Die vier Männer, welche in dem Einschnitte

sitzen, den die Tafel zu beiden Seiten bildet, scheinen in Gold und Silber vergraben zu sein, so daß nur ihre Oberleiber und die ewig beweglichen Hände hervorsehen.

In der sechstheiligen Schale, die vor diesen Männern steht, ist Gold von verschiedener Prägung aufgehäuft — hier Friedrichsd'ors, hier Napoleons, hier Guineen.

Daneben liegen in versiegelten Rollen die Goldreserven, und so oft eine solche Papierhülse aufspringt, sprüht ein Goldregen über den Tisch hinweg.

In langen Rollen greifen die Silbermünzen nach allen Richtungen aus, wie Schlangenleiber dehnen sich Hunderte von Thalern, Doppelthalern, Gulden und Doppelgulden hin — wie das fluthet, wie das ebbt — jetzt ist viel da, jetzt wenig, jetzt thürmt es sich zu Goldbergen um die mit Falkenaugen umhersehenden Croupiers, jetzt zerstiebt der Berg wieder nach allen Windesrichtungen, um in den nächsten Minuten wieder in zersprengten Atomen von den Schaufeln der Croupiers zusammengescharrt zu werden.

Dick Hawerton mustert jetzt den Tisch — er

macht die Entdeckung, daß doch zuweilen ein Wort von den Lippen der Anwesenden abfällt — daß die Croupiers halb unverständliche Laute murmeln, ehe sie die Karten zur Hand nehmen — Laute, durch welche sie die Spielerschaar aufmerksam machen, daß die Einsätze geschlossen sind — Laute, durch welche sie das Resultat proklamiren.

Dort drüben sitzt der junge Mann, der vor zehn Minuten seine Hemdknöpfe verkauft hat — die Zahl seiner Silberlinge scheint sich vermehrt zu haben — er hat Glück gehabt in diesen zehn Minuten!

Er scharrt eben wieder ein halbes Dutzend Gulden zu sich herüber und steckt dann mit ängstlicher Vorsicht die Stecknadel in das linirte Blättchen, das vor ihm liegt.

Mit Hilfe dieses Blättchens und des Wahrscheinlichkeitscalculs glaubt er doch noch den Sieg über die Bank davontragen und vielleicht sogar seine goldenen Hemdknöpfe zurückkaufen zu können!

Wenn nicht — dann geräth er vielleicht eines Tages, wenn er nichts mehr in seinen Taschen und überhaupt auf seinem Leibe fühlt, was sich

in der Colonnade verkaufen ließe, in jenen melancholischen Theil des Curparkes, der für die Verzweifelnden eine so unwiderstehliche Anziehungskraft besitzt — ein düsterer Lärchenbaum steht dort, an welchem eine Bank lehnt — auf diese Bank hat sich schon mancher hingesetzt mit dem Willen, nicht mehr von ihr aufzustehen — der Lärchenbaum hat in seinen Zweigen schon manchen letzten Seufzer aufgefangen, und wenn man mit dem Mikroskop die Rinde des unheimlichen Baumes untersuchte, so käme man auf zahllose Spuren jener kostbaren Composition, welche das Gehirn des Menschen ausmacht.....

Dick Hawerton, der Glückliche, wußte nichts von diesem stillen Lärchenbaum — auch jener junge Mann, der sich eben erst aus der Colonnade die Mittel geholt hatte, das Spiel fortzusetzen, den Zweikampf mit der Bank weiter führen zu können, hat auch keine Ahnung von diesem Lärchenbaum — welchen die Meisten erst in dem Augenblick kennen lernen, in welchem sie sich zu ihm hingedrängt fühlen, in welchem sie ihr Haupt an ihn legen, damit er ihnen zur letzten

Stütze diene, während sie die Pistole an die Stirn setzen. . . .

Nicht weit von dem jungen Manne, der sich vielleicht noch immer in der Hoffnung wiegte, mit den zwölf Gulden, die er sich aus der Colonnade geholt, die Bank zu sprengen, saß der Graf Slyken, von Weitem erkennbar an seinem safrangelben Backenbarte, der sich zu beiden Seiten weit aufbauschte und dann in langen Flanken herabhing, die mit ihren Spitzen die Schultern berührten. Die Stirn, hoch und steil aufragend, war kahl und auch der Scheitel glänzte in absoluter Haarlosigkeit. Nur über den Ohren waren einige dünne, sorgfältig nach oben gekämmte Haarbüschel bemerkbar.

Dick Hawerton näherte sich dem Grafen von rückwärts und ging mit sich zu Rathe, ob er ihn aufstören solle.

Slyken spielte offenbar mit Glück, denn vor ihm lagen mehrere Rollen mit Gold von jener Sorte, wie sie die Croupiers vor sich liegen hatten.

Die Rollen waren offenbar über den Tisch hinübergewandert — von den Croupiers zu dem Grafen, der auch noch in dem Augenblick, wo

Dick seiner ansichtig wurde, einen hohen Einsatz der Bank gegenüber stehen hatte.

Während Dick noch überlegte, ob er ihn anreden sollte, warf die Schaufel des Croupiers dem Grafen schon wieder einen Goldhaufen zu, den dieser näher zu sich herüber scharrte.

Dann hielt er die Schaufel einen Augenblick in die Höhe, als überlegte er, was er von dem Gewinn einheimsen, was er stehen lassen solle. Es lagen nun wohl zweihundert Friedrichsd'ors auf einem Haufen da und diese ganze Summe, die sich nach und nach angesammelt hatte, mochte Slyken nicht wieder auf's Spiel setzen.

Er fuhr eben mit der Schaufel aus, um drei Viertheile des Geldes einzuziehen, als Dick Hawerton, rasch entschlossen, sich zu ihm neigte und ihm in's Ohr flüsterte:

„Auf ein Wort, Herr Graf, wenn Sie die Gnade haben wollen!“

Slyken sah auf und erkannte den Störer.

„Was gibt's,“ rief er hastig, seinen Nasenklemmer aufsetzend und einen fixirenden Blick auf den Jockey richtend, denn sein erster Gedanke war, daß Miß Arabella ein Unfall zugestoßen sei.

Darum setzte er mit scharfer Betonung hinzu: „Miß Arabella wohl? He — will es hoffen?“

„Ganz wohl, Herr Graf!“ beruhigte ihn Dick.

„Ah — dann ist's gut!“ rief Slyken, dem man die innere Befriedigung ansah. „Aber, wenn Miß Arabella wohl ist, was gibt's dann noch, was mich interessiren könnte, he?“

„Ich möchte mir doch die Bitte erlauben, daß der Herr Graf die Gnade hätten, mich zwei Minuten anzuhören!“ raunte Dick Slyken zu.

„Zwei Minuten? Eine Ewigkeit, wenn man eben Glück hat — und man hat nicht immer Glück — ah, da habe ich über der Störung vergessen, das Gold einzuziehen — am Ende ist's hin — dann wollte ich, daß Sie der Teufel holte, Dick — doch nein — Sie sind ein Goldjunge, Dick — Sie haben mich um hundertfünfzig Friedrichsd'ors reicher gemacht — als Sie mich ansprachen, wollte ich hundertfünfzig Friedrichsd'ors einziehen und nur fünfzig stehen lassen — nun blieb Alles stehen und ich habe gewonnen! Jetzt aber will ich für den Augenblick Alles einziehen und mit Ihnen gehen, wenn es wirklich so dringend ist, was Sie mir zu sagen haben!“

Slyken scharrte seinen Gewinn zu seinem Platz herüber und erhob sich.

Er schlug seinen Sessel zurück zum Zeichen, daß er wieder zurückzukehren beabsichtige.

„Wo können wir doch ungestört sprechen?“ wandte er sich zu Dick und streifte dann mit seinen Blicken den Lesesaal, der um diese Zeit leer zu sein pflegte.

Es war in der That kein Mensch in dem Saale.

„Machen wir es hier ab!“ sagte er zu Dick, indem er diesem voran in den Lesesaal schritt.

Dick folgte ihm in gepreßter Stimmung.

Nun der verhängnißvolle Augenblick da war, in welchem er definitiv mit seiner ganzen Vergangenheit brechen sollte, fühlte er sich doch ein wenig außer Fassung.

Der Graf ließ ihm nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, wie er's anbringen solle, sondern fragte lebhaft:

„Nun, Dick, was haben Sie mir mitzutheilen — he?“

„Ich will's kurz machen, Herr Graf,“ erwie-

derte Dick mit unsicherer Stimme und gesenktem Blicke; „ich kann morgen nicht reiten!“

Slyken fuhr zurück, als ob er einen Stich erhalten hätte. Seine Stirn zog sich in Falten; er sah den Jockey forschend an und murmelte:

„Was sagt man mir da? Habe ich recht gehört? Nicht reiten — morgen nicht reiten — und Miß Arabella ist wohl — warum denn nicht reiten? Warum sind wir denn hierher gekommen, als um zu reiten?“

„Ganz richtig, Herr Graf — aber damit ich's gleich ganz heraussage — ich will gar nicht mehr reiten!“

„Gar — nicht — mehr — reiten?“ stammelte Slyken und faßte dem Jockey gegenüber Posto, um ihn starr anzusehen. Die Mittheilung Dick's hatte ihn so ganz außer Fassung gebracht, daß er den Satz nur sylbenweise herausbrachte. „Gar nicht mehr reiten? Ja, was bedeutet denn das? Hat man denn den Verstand verloren? Will man sich selbst bestehlen? Weiß man nicht, daß Einem Miß Arabella gehört, wenn man morgen den Königspreis gewinnt?“

„Ich habe es nicht vergessen!“ fiel Dick seufzend ein.

„Man hat es nicht vergessen und will doch nicht reiten? Ja was ist denn das? Hat man den Muth verloren? Hat man die Concurrenten gesehen und fürchtet man eine Schlappe?“

Dick Hawerton erröthete und murmelte:

„Das ist's nicht, Herr Graf; ich fürchte mich vor keiner Concurrenz — aber ich habe es meiner Frau versprochen, die Miß nicht mehr zu besteigen!“

Es war nun einmal das Schicksal des Grafen, daß er bei dieser Unterredung nicht aus dem Staunen herauskommen sollte.

Nachdem der Graf seinen Nasenklemmer fester gesetzt hatte, rief er, die Augen zusammenziehend:

„Was sagt man mir da wieder? Man hat eine Frau? Was man wirklich eine Frau nennt? Man ist verheirathet?“

Dick nickte mit dem Kopfe.

„Und das erfahre ich erst jetzt?“

Dick zog es vor zu schweigen.

„Und wie lange hat man schon eine Frau?“

„Drei Jahre, Herr Graf!“

„Drei Jahre?“ fuhr der Graf auf, „alle Teufel — drei Jahre — und das ist das erste Wort, das ich davon höre — das ist nicht übel — und he — was ich fragen wollte — hat man eine hübsche Frau?“

Dick sagte wieder nichts.

„Aber was frage ich? Hübsch muß sie sein — teufelsmäßig hübsch, sonst würde man ihr nicht so blind pariren, sonst würde man sich von ihr nicht in's Handwerk reden und ein Veto einlegen lassen.“

„Jaquetta hat ein Kind unter dem Herzen,“ entschuldigte Dick seine Frau, „und ich bin ihre einzige Stütze!“

„Jaquetta heißt sie?“ schnitt Slyken Dick fast das Wort ab. „Der Name ist nicht übel — aber Miß Arabella klingt auch nicht übel – “

„Ach es klang nur zu schön!“ fiel Dick mit einem schmerzhaften Lächeln dem Grafen in die Rede. „Es war Musik für meine Ohren — ich bitte, Herr Graf, machen Sie mir das Herz nicht schwer! Der Himmel weiß, wie schwer es mir geworden ist, der Stimmung Jaquetta's nachzugeben! Aber sie sieht mich unter den Hufen Ara-

bella's — sie sieht sich als Wittwe und ihr Kind, den noch ungeborenen Wurm, als vaterlose Waise — ich mußte nachgeben!"

„Drei Jahre verheirathet und noch in solchem Grade unter dem Pantoffel!" verwunderte sich der Graf kopfschüttelnd. „Was muß das für eine Frau sein? Stände für's Ansehen — will mir sie auch ansehen, sobald ich Zeit gewinne. — Diese Rennen und das Spiel nehmen einen so her — he — man wird sich's vielleicht doch noch überlegen — man wird die ängstliche Frau doch vielleicht noch herumbekommen — he?"

Dick begnügte sich mit den Achseln zu zucken.

„Ich kann's nicht glauben, daß es Ernst ist!" nahm Slyken wieder das Wort. „Ich könnte leider, wie die Sachen nun einmal liegen, nichts Entscheidendes drein sprechen, selbst wenn es Ernst wäre, aber ich will das Ganze vorläufig doch noch für eine vorübergehende Anwandlung nehmen — für eine Marotte — die Frau, die in den Umständen, in welchen sie sich eben befindet, nicht ganz zurechnungsfähig ist, hat Ihnen den Kopf vollgemacht, Dick — morgen denken und sprechen Sie vielleicht anders — morgen hat

sich's vielleicht sogar auch Ihre Frau überlegt und ich werde mir dann den Spaß machen und zu ihr hinüberkommen, um sie ein wenig auszulachen."

Dick verlangte es gar nicht nach dem Besuche des Grafen und die Anspielung war nur ein Sporn für ihn, die unangenehme Angelegenheit zu möglichst raschem Abschlusse zu bringen.

Wenn er überhaupt nicht mehr reiten sollte, dann wollte er auch Wiesbaden so schnell als möglich verlassen und so schnell als möglich ein paar Dutzend Meilen zwischen sich und die Miß, die ihm noch immer nicht ganz gleichgiltig war, und zwischen seine junge Frau und den Grafen werfen.

„Der Herr Graf belieben die ganze Sache leichter zu behandeln, als sie in der That ist!" sagte Dick Hawerton ernst. „Da ich, sobald ich morgen nicht reite, in Wiesbaden überhaupt nichts mehr zu thun habe, so will ich die Stadt schon morgen Abends verlassen und nach Stuttgart abreisen, wo ich mich vorläufig anzusiedeln gedenke."

Slyken fühlte sich durch die Hartnäckigkeit

des Jockeys unangenehm berührt und sagte verdrießlich:

„Gut denn — wenn man durchaus auf seinem Kopfe besteht, so reise man! Istvan wird die Miß übernehmen — es wird sich wohl noch ein zweiter Jockey finden, der das Thier zu behandeln versteht!“

„Gewiß!“ murmelte Dick mit Thränen in den Augen.

Nun es immer ernster wurde mit dem Abschiede von der Miß, von der ganzen bisherigen Laufbahn und selbst von Slyken, der ihm doch immer ein guter, milder Herr gewesen, überwältigte ihn die Rührung und es kränkte ihn, daß ihn der Graf so barsch und ungemüthlich abfertigte und es ihm zu fühlen gab, daß er leicht zu ersetzen sei.

Slyken frappirte die kurze, Empfindlichkeit verrathende Antwort, die er von dem Jockey auf seine verletzende Bemerkung erhalten und er sah auf.

Als er Dick gegen die Thränen ankämpfen sah, überkam es ihn selbst wie ein Hauch von Gemüthsbewegung; er erinnerte sich, wie oft ihm die schönen Siege seines Jockeys Freude gemacht,

wie viele animirte Stunden er dem Manne zu verdanken hatte, der jetzt in offenbar gedrückter Stimmung vor ihm stand.

Er lenkte daher aus dem barschen Tone, den er vorhin angeschlagen, in einen freundlicheren ein und sagte:

„Da hat man's! Es geht Einem selbst nahe!"

„Wie sollte mir's nicht nahe gehen?" flüsterte Dick. „Ich müßte ja kein Herz haben, wenn ich gleichgiltig über diese Stunde wegkäme!"

Die Bewegung, in der sich Dick befand, regte bei Slyken neuerlich den Glauben an die Möglichkeit einer Sinnesänderung bei Dick an.

Er glaubte es klüger anzustellen als früher, wenn er Dick nicht gleich das Messer an den Hals setzte, sondern ihm Zeit ließe zur Umkehr.

„Ich will ein vernünftiges Wort zu Ihnen sprechen, Dick!" sagte Slyken in wohlwollendem Tone. „Daß mir Ihre plötzliche Weigerung, morgen zu reiten, nicht gelegen kommt, das können Sie sich denken. Ich habe mich in den morgigen Triumph, der die heurige Campagne krönen sollte, schon so hineingelebt, daß ich das Gefühl desselben gleichsam anticipirt habe — und nun zerstiebt mir

das Glück durch Ihre Hartnäckigkeit in der Hand. Ich könnte mich trösten mit dem Gedanken, daß ich, wenn mir auch der Königspreis entgeht, dennoch der gewinnende Theil sei, weil mir Miß Arabella bleibt, die Sie mir nach dem morgigen Siege doch entführt hätten. Aber Sie kennen mich, Dick — Sie wissen, daß mir weniger am Gelde als an der Ehre liegt — wenn mir nicht der Ruhm meines Marstalls mehr am Herzen gelegen wäre, als alles Gold der Welt, hätte ich mich nicht auf die Abmachung mit Ihnen eingelassen, die Sie eigentlich mir gegenüber zum Herrn der Situation und mich von Ihnen abhängig machte."

Dick kam die Mahnung an die Abmachung nicht gelegen, denn wenn der Graf ein wenig nachdachte und auf das Datum dieser Abmachung zurückging, so mußte er einer wohlberechneten Falschheit Dick's auf die Spur und dahinter kommen, daß die Abmachung gerade in die Zeit fiel, wo Dick geheirathet hatte.

Es war ein Glück für Dick, daß Slyken das Nachdenken überhaupt nicht liebte und so blieb es für den letzteren zu Dick's nicht geringer Genug-

thuung nach wie vor ein Geheimniß, daß es mit der Abmachung eigentlich auf eine Ueberrumpelung abgesehen gewesen, welche die Zukunft Dick's sicherstellen sollte.

Dick sah jetzt eine Art Vergeltung, einen Fingerzeig der Nemesis darin, daß ihm der Besitz der Miß, welcher die Pointe der Abmachung mit Slyken gewesen, entging — er fühlte sich für die List, die er dem Grafen gegenüber angewandt, genug bestraft.

Dick beeilte sich zu erwiedern:

„Ich weiß, Herr Graf, daß ich bei Ihnen ein reicher Mann hätte werden können — ich hätte nur bei Ihnen bleiben dürfen. So gut war ich gestellt!“

Den Grafen befriedigte dies Geständniß, denn er hatte Freude daran, wenn man seine Noblesse anerkannte.

„Sie haben noch etwas bei mir, Dick?“ warf er nonchalant hin.

„Der Herr Graf werden das besser wissen als ich!“ erwiederte Dick mit einer Verbeugung.

„Lassen Sie mich nachsehen, Dick, ich hab's notirt!“ murmelte Slyken, sein Glas aufsetzend und in der Brieftasche blätternd. „Richtig — da

steht's. Sie haben neben Ihrem Quartalgehalte noch drei Rennen gut — es waren nette Preise — Ihr Antheil beträgt viertausend dreihundert Francs — sagen wir rund fünftausend Francs —"

„Sie sind zu gütig, Herr Graf, gegen einen ungerathenen Jockey."

„Der mir eben kündigt, nicht wahr?" ergänzte Slyken jovial. „Aber ich liebe es nun einmal, feurige Kohlen auf den Häuptern meiner Feinde zu sammeln!"

In Wahrheit lag aber Slyken die Berechnung nicht fern, daß er durch Großmuth den auf Abwege gerathenen Dick am ehesten mürbe machen dürfte.

„An Gehalt haben Sie vierhundert Francs zu fordern, das würde zusammen fünftausend vierhundert Francs machen!" fuhr der Graf in der Rechnung fort und setzte dann, die Brieftasche schließend und einsteckend hinzu: „wir wollen sagen sechs Tausend Francs!"

„Sie beschämen mich durch Ihre Gnade, Herr Graf!"

„Ich will Ihnen die Summe gleich geben, damit Sie ausreißen können, wann Sie wollen!"

sagte Slyken lächelnd. „Mehr kann man nicht thun! Aber überlegen können Sie sich die Sache deswegen doch noch einmal, ehe Sie gehen — ich will Ihnen die Rückkehr offen halten und mit dem Zurückziehen der Miß Arabella bis morgen warten und lieber das höhere Reugeld zahlen, als daß ich Ihnen voreilig den Weg abschnitte, morgen einen Hauptcoup auszuspielen, einen entscheidenden Triumph zu feiern — apropos — das wissen Sie vielleicht noch gar nicht, daß der Herzog für morgen zum Rennen angesagt ist — er will dem Rennen um den Königspreis beiwohnen."

Das war ein Schlag für Dick! Welch eine Gelegenheit sich auszuzeichnen wäre das gewesen! Der Herzog war ein großer Pferdeliebhaber — wie leicht hätte er an Miß Arabella, an Dick selbst Wohlgefallen finden können. — Dick dachte an den herzoglichen Marstall — einer der Bereiter in diesem Marstall zu sein — welche Perspective! Aber dann fiel Dick wieder Jaquetta ein, er sah ihren bittenden Blick und stieß die Lockung von sich.

Er antwortete nicht auf Slykens schlau berechnete Andeutung.

Er überlegt — die Sache geht ihm im Kopf herum! dachte Slyken, der Dick noch immer nicht aufgab.

„Um ein Uhr beginnt das Rennen," nahm er wieder das Wort, „das Rennen um den Königspreis ist das letzte — Sie haben also bis zwei Uhr Zeit, sich eines Besseren zu besinnen! Hier haben Sie einstweilen Ihre sechstausend Francs!"

Slyken reichte dem Jockey drei Rollen hin, deren jede hundert Napoleons enthielt.

Er hatte heut Morgens diese drei Rollen zum Spieltisch mitgenommen und war gar nicht dazu gekommen, von ihnen Gebrauch zu machen, mit so vielem Glück hatte er von allem Anfang an gespielt.

Dick steckte das Geld ein und bedankte sich.

Slyken verließ ihn mit den Worten „wir sehen uns noch" und klopfte ihm auf die Schulter.

Da stand Dick Hawerton und war frei.

Wenn ihm auch Slyken noch eine Verbindungsbrücke offen hielt, auf welcher er zurückkehren konnte — er betrachtete die Brücken hinter sich als abgebrochen.

Er fühlte keine Freudigkeit in sich. Einen Au-

genblick dachte er wohl daran, zu Jaquetta zu eilen und ihr anzukündigen, daß er seinen Unabhängigkeitsbrief in der Tasche habe und sie hingehen könnten, wohin sie wollten — dann aber dachte er wieder verdrossen: es hat Zeit! Er wußte sich überhaupt nicht zu erklären, warum ihn der Gedanke an Jaquetta nicht mehr so unaussprechlich glücklich mache, wie vordem, ehe er für sie durch das Feuer der Entsagung gegangen war.

Mehr als Jaquetta lag ihm jetzt beinahe die Miß im Kopfe. Er konnte Wiesbaden nicht verlassen, ohne von der Miß Abschied genommen zu haben.

Mechanisch schlug er, sobald er den Cursaal verlassen hatte, den Weg nach den Stallungen ein.

Miß Arabella wieherte freudig, und stampfte ungeduldig mit dem Fuße, als sie seinen Tritt vernahm und als er kam, begrüßte sie ihn, indem sie mit ihrem Kopf seine Schulter streifte.

Er fuhr mit der Hand über ihren Rücken, streichelte sie, spielte mit ihren Mähnen, reichte ihr Zucker und schmiegte seine Wangen an den Mund des Thieres, das seine Hand leckte.

Dann rief er Istvan, den zweiten Jockey zu sich und sagte zu ihm:

„Istvan, ich lege Ihnen Miß Arabella an's Herz — behandeln Sie das Thier gut — lieben Sie es!"

Dick vermochte nicht weiter zu sprechen, er hatte die Augen voll Thränen.

„Sie verlassen uns doch nicht, Herr Hawerton?" fragte Istvan bestürzt, der ein großes Stück auf Dick hielt.

„Leider verlasse ich Euch — und meine liebe Miß!" sagte Dick sich zusammennehmend. „Ich habe die Entdeckung gemacht, daß ich anfange ein alter Bursche zu werden, daß die Spannkraft meiner Muskeln abnimmt, daß Miß Arabella dem Drucke meiner Schenkel und Knie nicht mehr recht pariren will!"

„Verzeihen Sie, Herr Hawerton," sagte Istvan entschieden, „aber Sie sagen da so viele Unwahrheiten als Worte! Ich habe keinen Jockey gesehen, der so angegossen auf dem Pferde säße wie Sie!"

„Man kann nicht ewig Jockey sein, Istvan! Besser, man sagt mir nach, ich hätte mich noch

eine Zeit lang eben behaupten können, als man sagte mir nach, ich sei ein Pfuscher geworden und hätte mich überlebt!"

Während sich Dick mit Istvan unterhielt, kamen einige Jockeys in den Stall, die Dick suchten, um mit ihm gewisse Verabredungen bezüglich des morgigen Rennens zu treffen.

Sie alle waren höchst erstaunt, als ihnen Dick dieselbe Mittheilung machte, mit der er soeben Istvan überrascht hatte. Sie überschütteten ihn mit Fragen, verlangten Aufklärungen, forschten, ob er sich mit dem Grafen überworfen habe oder was sonst die Veranlassung seines plötzlichen Entschlusses sei.

„Begnügt Euch damit, daß ich Euch sage, ich habe mit einem Male die Freude am Jockeyleben verloren!" versuchte Dick die ungestümen Frager abzufertigen.

„Verzeihen Sie mir, Herr Hawerton," rief Istvan, „aber das ist wieder so eine Unwahrheit von der Art, wie Sie mir vorhin einige aufgebunden haben!"

„Nun dann fragt mich lieber gar nicht weiter aus, Kinder, Ihr macht mir das Herz umsonst schwer!" sagte Dick. „Es ist nun einmal so, daß

ich's nicht ändern kann — ich gehe, weil ich nun einmal muß, und damit Ihr wißt, wo Ihr mich zu suchen habt, wenn Ihr an meinem ferneren Fortkommen irgend welchen Antheil nehmt, so möget Ihr erfahren, daß ich meine Ersparnisse dazu verwende, in Stuttgart eine Reitschule zu errichten und einen Pferdehandel anzufangen. Es ist dies das beste Geschäft für einen alten Jockey — dabei kann er seine Erfahrungen in der Pferdecultur am praktischesten verwerthen — ich habe auch längst an diesen Abschluß meiner Jockeykarriere gedacht! Nun hat sich's damit allerdings etwas schneller gemacht, als ich ursprünglich wohl dachte — aber man muß es eben nehmen wie's kommt — habe ich mir's doch auch nicht träumen lassen, daß ich die neue Laufbahn ohne Miß Arabella beginnen würde — ohne dich, du mein treues Thier" —

Noch einmal legte Dick Hawerton seinen Kopf an den des Pferdes, noch einmal liebkoste er dieses und als er fühlte, daß ihm wieder die Thränen aufstiegen, gab er der Miß mit der Reitgerte einen leichten Schlag, reichte seinen Kameraden die Hände und verließ den Stall.

Viertes Kapitel.

Am Spieltische.

Wie Dick so hinschlenderte und überlegte, ob er jetzt zu Jaquetta gehen solle, hörte er hinter sich Tritte.

Er sah sich um und erblickte seine Kameraden.

Sie waren ihm gefolgt und Istvan ergriff gleichsam als Sprecher der kleinen Gruppe das Wort und sagte:

„Herr Hawerton“ — Istvan hatte einen solchen Respekt vor Dick, daß er ihm nie das Prädikat Herr versagte, obwohl er sein College war — „Herr Hawerton, wir haben es Ihnen angesehen, daß Sie etwas bedrückt, daß Sie tief bewegt sind und nicht ganz freiwillig eine Laufbahn aufgeben, die für Sie so außerordentlich ruhmvoll gewesen und Ihnen noch neue Triumphe in Aus-

sicht stellte. Wir haben kein Recht, uns in Ihre Geheimnisse einzudrängen, aber wir fühlen die lebhafteste Theilnahme für Sie und möchten Ihnen dieselbe auf unsere Art ausdrücken — wollen Sie nicht einige Flaschen Wein mit uns trinken? Es ist nicht um's Trinken, Herr Hawerton, wir Alle sind keine Zecher, Sie wissen das, der Jockey muß seine fünf Sinne beisammen haben und wenn er schon trinkt, so muß es nach dem Rennen sein, nie vor demselben — es ist nur um des gemüthlichen Zusammenseins willen, daß ich Ihnen den Vorschlag mache!"

„Ich danke Euch, meine Freunde!" sagte Dick aufgeheitert. „Euer Vorschlag kommt mir ganz gelegen, ich wußte ohnehin nicht, wohin ich mich jetzt wenden sollte — meine Stimmung, Ihr habt es errathen, ist etwas flau, wie das nach Allem nicht anders sein kann — vielleicht bessert sie sich ein wenig bei einer Flasche Mosler!"

Die Jockeys setzten sich an einen der vielen Tische, die in jenem Theile des Curgartens standen, in welchem jeden Nachmittag die Musikkapelle zu spielen pflegte.

Sie hatten den Teich im Rücken, dessen glattes

Wasser schwarze Schwäne furchten, und vor sich die wogende Menge, geputzte Damen, Offiziere in allen Uniformen Europas, Menschen in allen Trachten der Welt.

Zuweilen faßten einige Spaziergänger die Zechergruppe schärfer in's Auge, und dann sagte wohl einer zu dem andern:

„Das sind sicherlich Jockeys, die morgen an dem Wettrennen theilnehmen werden — ihr ganzes Aussehen ist darnach, es hält so recht die Mitte zwischen Stallmeister und Kunstreiter!“

Die Jockeys kümmerten sich wenig um die Glossen, die man hier und da über sie machte und unterhielten sich in aller Gemüthlichkeit, wenngleich ein gewisser melancholischer Ton nicht ganz aus ihrer Unterhaltung zu bannen war, da sich doch jeder bewußt blieb, daß es gleichsam ein letzter Familienschmaus war, der da abgehalten wurde. Das war ein Gedanke, der sich trotz aller Mühe, die sich die Zecher gaben, ihn los zu werden, nicht im Weine ertränken ließ.

Die Rede kam auch auf das Spiel — hatte man doch die Spielsäle vor sich und konnte durch

die geöffneten Fenster wahrnehmen, wie sich die Menge um die Spieltische drängte.

Die Diener zündeten in den Sälen, in welchen es bereits zu dämmern begann, während es im Garten noch ziemlich hell war, die Lichter an.

„Sie haben noch nie gespielt, Herr Hawerton?" fragte Istvan.

„Ich habe heute überhaupt zum ersten Mal einen Spieltisch gesehen," erwiederte Dick. „Ich suchte den Grafen und fand ihn am Spieltisch."

„Von Goldbergen umgeben, nicht wahr?" fiel Istvan Dick in's Wort.

Dick nickte bejahend — vor seinem Auge erhoben sich verführerisch die Goldmassen, welche die Croupiers umgeben hatten.

„Ja, ja, der Graf hat Glück!" meinte Istvan. „Als ich ihn einmal spielen und eine Hand voll Gold nach der anderen zu sich herüberscharren sah, kam mir unwillkührlich der Gedanke, daß das Glück vielleicht allem ankleben könnte, was zum Hause Slyken gehörte und daß, wenn der Herr Glück hat, es vielleicht der Diener auch hat. In Baden-Baden war's, und ich hatte bis dahin auch nicht gespielt — da faßte ich mir ein Herz

und trat an den Spieltisch. Der Graf saß an demselben und ich stellte mich so, daß er mich nicht sehen konnte. Er hat Glück, dachte ich und du brauchst ihm nur nachzuspielen, dann mußt du gewinnen. Gedacht — gethan. Ich spielte dem Grafen nach, setzte, wenn und wohin er setzte, zog meinen Gewinn zurück, wenn ich ihn dasselbe thun sah — und siehe da, in einer Stunde hatte ich dreitausend Francs gewonnen."

„Dreitausend Francs! Ein nettes Sümmchen!" sagte Dick. Das sagte er laut, aber was er weiter dachte, das sagte er nicht. Und es waren eigenthümliche Gedanken, die er für sich behielt. In's Sprachliche übersetzt würden sie ungefähr gelautet haben: Es wäre so übel nicht, es auch einmal mit dem Spiele zu versuchen — ich habe oft gelesen, daß ein glücklicher Spieler eine Bank sprengte — wenn Andere Glück haben, könnte ich es auch haben — wenn der Graf, wenn Istvan Glück haben, warum sollte es nicht möglich sein, daß auch ich gewänne? Miß Arabella ist hin — hier habe ich Gelegenheit, an einem Abend so viel zu gewinnen, als sie werth ist und ich kann dann ihren Verlust leichter verschmerzen.

Istvan kam unwillkürlich Hawerton zu Hilfe und als ob er geahnt hätte, was in diesem vorging, sagte er:

„Sie sollten doch auch einmal Ihr Glück versuchen, Herr Hawerton! Heut wäre zum Beispiel ein Tag dazu — das Spiel zerstreut und nimmt den ganzen Menschen in Anspruch, so daß ihm keine Zeit bleibt über seinen Kummer nachzugrübeln."

„Schade, daß der Graf Abends nicht spielt!" sagte Dick.

„Sie hätten ihm sonst nachgespielt?" rief Istvan lachend, da er Dick's geheimen Gedanken auf die Spur gekommen war.

Hawerton nickte mit dem Kopfe.

„Wenn es Ihnen nur darum zu thun ist, einem glücklichen Spieler nachzuspielen," rief Istvan, „da kann Ihnen leicht geholfen werden. Kennen Sie den Grafen Koloman? Er spielt mit demselben Glück wie unser Graf. Die gemischte Gesellschaft am Spieltische genirt ihn nicht und er dürfte jetzt dort zu finden sein. Wenn Sie Lust haben, es mit dem Spiele zu versuchen, so kommen Sie mit mir — ich werde Ihnen den

Grafen Koloman suchen helfen — dann brauchen Sie ihm nur nachzuspielen und das Glück wird Ihnen im Schlafe kommen!“

Hawerton überlegte nicht mehr — er war entschlossen, sein Glück im Spiele zu versuchen. Er hatte die drei Rollen Goldes, die ihm Slyken gegeben, in der Tasche — wie viel er von den sechstausend Francs riskiren wollte, darüber war er nicht mit sich im Reinen, er dachte ja überhaupt nicht an's Verlieren — welcher Mensch, der zum ersten Mal an den Spieltisch tritt, denkt an's Verlieren!

Wenn Dick etwas dachte, als er an den Tisch herantrat, an welchem sich die Scheibe zu Rouge und Noir drehte und an welchem er den Grafen Koloman in erster Reihe sitzend erspäht hatte, so war es das: fünfhundert Francs bringen dich nicht um — aber fünftausend könnten dir sehr von Nutzen sein für dein weiteres Fortkommen!

Dick faßte Koloman fest in's Auge und nahm sich vor, ihm nachzuspielen und mit ihm durch Dick und Dünn zu gehen.

Er riß eine der drei Goldrollen auf, die er

in der Tasche hatte, und begann die Figuren des Spieltisches mit Napoleons zu belegen.

Er hatte keine Idee vom Spiele, und ahmte sklavisch jede Bewegung des Grafen Koloman nach, impfte jedem Goldstücke, das dieser hinlegte, ein anderes auf und hätte das ganze Spiel für gefährdet gehalten, wenn er eine Linie oder einen Winkel, welchen Koloman mit Gold überkleidete, unbesetzt gelassen hätte. Freilich kostete es ihm Mühe, es Koloman nachzuthun, der mit der Gewandtheit eines Routiniers sein Gold nach allen Seiten ausstreute.

Dick fühlte sich durch die ersten Resultate seiner Operationen zufriedengestellt.

Scharrte der Croupier auch manches Dutzend seiner Napoleons ein, so warf er ihm doch auf der anderen Seite fast haufenweise die Goldstücke zu, so daß er die angenehme Wahrnehmung zu machen glaubte, er sei der Bank gegenüber im Vortheil.

Aber es war ein kurzer Wahn — das Glück kehrte bald Koloman und somit auch Dick den Rücken zu — es gab nichts zusammenzuscharren, desto eifriger scharrte aber der Croupier Dick's

Napoleons ein, so daß dieser in einem Handumdrehen mit dem Inhalte der ersten Rolle fertig war.

Er hatte jetzt die Wahl — es stand bei ihm, sich mit einem blauen Auge vom Spieltische zurückzuziehen oder an die zweite Rolle zu appelliren — aber er verwarf rasch die erste Alternative — die zweitausend Francs sind nur dann unwiederbringlich verloren, wenn du jetzt aufhörst, sagte er zu sich, du wärst aber ein Narr, wolltest du jetzt aufhören und deinen Verlust besiegeln, wenn du die Mittel in der Tasche hast, weiter zu spielen und das Verlorene in zehn Minuten wieder hereinzubringen.

Dick löste mit hastiger Geberde das Siegel von der zweiten Rolle ab und warf die Goldstücke nach allen Seiten aus, mit Koloman gleichen Schritt haltend.

Er konnte nicht glauben, daß Koloman auf die Länge verlieren könne — es hatte sich die fixe Idee in ihm festgesetzt, daß die Verlustepisode eine vorübergehende sei.

Koloman schien jetzt inne zu werden, daß ihm Jemand nachspiele und die Wahrnehmung brachte ihn um seine Ruhe. Anstatt seine ganze Auf-

merksamkeit dem Spiele und den Combinationen, welche dasselbe mit sich brachte, zuzuwenden, beschäftigte sich er damit, seine Umgebung zu fixiren, um denjenigen zu entdecken, der sich ihm zum Vorbilde genommen.

Er spielte mit entschiedenem Unglück, welches seinen Rückschlag natürlich auf Dick ausübte und ihn bald zwang, zu der dritten Rolle seine Zuflucht zu nehmen.

Er that es mit zitternder Hand und erwartete in fieberhafter Stimmung von dem Inhalte dieser Rolle sein Heil.

Aber auch das dritte Hundert Napoleons zerstob in wenigen Minuten in alle Winde und Dick Hawerton stand blank da.

Koloman hatte inzwischen in ihm den Mann endeckt, der ihm nachspielte und erhob sich.

„Ich habe immer Unglück, so oft mir Jemand nachspielt," sagte er mit einem halb unmuthigen, halb schadenfrohen Blicke auf Dick Hawerton.

Er setzte sich über den eigenen Verlust leicht hinweg und es kitzelte ihn, daß der Mensch, der die Kühnheit gehabt, mit ihm der Bank gegen-

über gleichen Schritt halten zu wollen, so schweres Lehrgeld gezahlt habe.

Dick sah ihm nicht darnach aus, als ob er den in Koloman'schen Dimensionen geführten Zweikampf mit der Bank lange auszuhalten vermöchte.

Nichts desto weniger genirte ihn der unbekannte Plebejer, der den kostspieligen Einfall gehabt hatte, ihm nachzuspielen und er wollte dem Intermezzo ein Ende machen, indem er sich für einige Zeit vom Spieltische zurückzog.

Aber er hatte seinen Sessel kaum zurückgeschlagen, als er sah, daß sich sein Nachtreter im Spiele zurückzog.

„Der hat genug!" murmelte Koloman und nahm von dem Alp, der ihn bedrückt hatte und dem er die momentanen Verluste in die Schuhe schob, befreit, seinen früheren Platz am Spieltische wieder ein.

Dick Hawerton aber schlich verstört aus dem Saale, wich seinen Freunden, die in dem Nebensaale bei dem Tische standen, an welchem trente et quarante gespielt wurde, aus und suchte das Freie.

Draußen angelangt, athmete er tief und schwer und sah sich scheu um.

Die Nähe heiterer Menschen war ihm lästig, er entfernte sich hastigen Schrittes von den erleuchteten Tischen, an welchen lachend und plaudernd harmlose Menschen saßen — Menschen, die kein Kummer zu bedrücken schien, die heute nicht von Aufregung zu Aufregung gegangen waren und schließlich mehr als den dritten Theil ihres Vermögens verloren hatten.

Dick suchte die Einsamkeit und warf sich in die düstersten Partien des Curgartens.

Hier huschte er schnell durch die schmalen, baumüberdachten Gänge und der frisch gestreute Kies erknisterte unter seinem Tritte.

Er stürmte dem Kiosk zu, der erhöht daliegt und von welchem aus man den Blick auf der einen Seite nach der Stadt, auf der andern nach dem Curhause hat.

Die Stadt lag in melancholischer Dunkelheit und Schweigsamkeit da; desto heller erglänzte das Curhaus mit seiner langen Fensterfronte und den gaserleuchteten Fontainen im Vordergrunde.

Dick Hawerton kehrte dem strahlenden Theile

der Fernsicht, dem sonst die Leute, die nach dem Kiosk kamen, fast ausschließlich ihr Augenmerk zuzuwenden pflegten, den Rücken zu und setzte sich so, daß er die nachtdunkle Stadt vor sich hatte, in welcher nur hier und da ein Licht aufzuckte, um ein wenig umher zu irrlichtern, und dann wieder zu verschwinden.

Dick überließ sich in der Einsamkeit, in welcher er sich befand, seinen Gedanken, die keineswegs freundlicher Natur waren.

Es war eine empfindliche Einbuße, die er soeben an seinem Vermögen erlitten.

Er hatte wohl noch zehntausend Francs zu Hause liegen, aber mit diesen ließen sich seine Pläne, welche er bezüglich seiner zukünftigen Existenz entworfen hatte, nur schwer ausführen.

Er sagte sich, daß ihm, mochte er anfangen, was er wollte, die Summe, die er soeben verspielt hatte, überall fehlen würde.

Hatte es ihm früher schon eine fast heroische Ueberwindung gekostet, auf den Besitz der Miß Arabella zu verzichten, den er sich bereits gesichert geglaubt, so überkam ihn jetzt, wo sich seine Verhältnisse um so Vieles verschlechtert hatten, eine

fast krankhafte Sehnsucht nach der Miß, ein unstillbares Verlangen, sie an sich zu bringen.

Miß Arabella wog das kleine Capital, das er eben verspielt hatte, dreimal auf.

Wenn er sich die Miß eroberte, so konnte er den Verlust im Spiele verschmerzen.

Und die Miß war noch nicht für ihn verloren!

Wohl hatte er sie leichtsinnig, durch die Befürchtungen Jaquetta's eingeschüchtert und mürbe gemacht, in die Schanze geschlagen, aber er brauchte nur die Hand auszustrecken, nur ein Wort zu sagen und er hatte sie wieder — Slyken hatte ihm ja den Weg zur Umkehr offen gehalten.

Wer hinderte ihn morgen zu reiten? Jaquetta? War er denn der Sklave seiner Frau, daß er ihren vagen, auf einer nervösen Stimmung beruhenden Befürchtungen seine bessere Einsicht aufopfern mußte? Sagte ihm diese bessere Einsicht nicht: kümmere dich nicht um die krankhafte, überreizte Stimmung Jaquetta's, halte lediglich deinen Vortheil, welcher schließlich doch auch der ihrige ist, im Auge, reite und erwerbe dir ein nettes Tantièmesümmchen und die Miß dazu — es müßte

mit seltsamen Dingen zugehen, wenn du morgen nicht dasselbe Glück haben solltest, welches du bisher gehabt — wenn dir zum zwölften Male nicht das gelingen sollte, was dir eilfmal gelang!

Freilich, er hatte es Jaquetta versprochen, daß er sich von dem Rennen fernhalten und die Miß für immer aufgeben wolle und sie war so überaus glücklich über das dieses Versprechen gewesen, daß er nicht das Herz hatte, vor sie hinzutreten und ihr mit dürren Worten zu sagen: ich halte mein Versprechen nicht!

Aber ließ sich nicht auf einem Umwege dahin kommen, wohin man nicht geradezu hinsteuern wollte? War es nicht möglich Jaquetta in harmlose Sorglosigkeit eingelullt zu halten und hinter ihrem Rücken dennoch das zu thun, was Einen um ein gutes Stück vorwärts brachte?

Jaquetta brauchte nichts zu wissen, daß Dick sich anders besonnen habe und morgen reiten werde.

Welch ein Triumph war es dann für ihn, wenn er nach glücklich beendetem Rennen, nach errungenem Siege vor sie hintrat und ihr sagte, daß sie sich umsonst geängstigt, daß ihm kein Unheil widerfahren sei, daß er lediglich durch den

auf ihn entfallenden Preisantheil und den Besitz der Miß, die ihm nun unbestritten gehöre, um zwanzigtausend Francs reicher geworden sei? War anzunehmen, daß ihm Jaquetta die Hinterlist, die er ihr gegenüber in guter Absicht angewandt, nachtragen werde?

Dick erhob sich von der Bank im Kiosk mit dem festen Entschlusse, morgen zu reiten.

Sein Schritt war wieder elastisch, als er den Kiosk verließ und den Curgarten durcheilte, um es dem Grafen heute noch anzukündigen, daß er sich die Sache überlegt habe und morgen reiten wolle.

Der Kammerdiener ließ die Thür angelehnt, als er in das Zimmer trat und Dick hörte, wie Slyken die Meldung mit den Worten aufnahm:

„Was gibt's? He? Dick ist da? Hat sich's der Junge überlegt? he? will er reiten? he? Sollte mich freuen! Lassen Sie ihn herein — will sehen, was aus seiner Marotte geworden ist!“

Der Kammerdiener forderte den Jockey auf, einzutreten.

Dieser folgte der Weisung und seufzte beim Anblick der Goldhaufen, die auf dem Spieltische

lagen, an welchem Slyken mit noch drei Cavalieren saß.

Slyken hatte die Karten in der Hand, den Klemmer auf der Nase und wendete Gestalt und Antlitz halb dem Eintretenden zu, indem er ausrief:

„Will man reiten, he?“

In Slykens Zügen malte sich eine lebhafte Spannung, die sicherlich noch größer gewesen wäre, wenn der Graf jetzt nicht halb und halb durch das Spiel in Anspruch genommen gewesen wäre.

„Ich werde morgen reiten, Herr Graf!“ erwiederte Dick mit bewegter Stimme.

Er dachte an Jaquetta und fühlte sich etwas unbehaglich — jetzt gab es keine Umkehr mehr, denn er konnte mit Slyken kein muthwilliges Spiel treiben.

„Freut mich!“ rief Slyken. „Man versteht seinen Vortheil — hab's auch nicht begriffen, wie man die Miß in die Schanze schlagen kann — jetzt ist die Miß für mich hin — freut mich aber doch, daß man reitet — daß mein Pferd und mein Jockey den Königspreis gewinnen!“

„Ich werde mein Möglichstes thun, Ihre Zu-

versicht, Herr Graf, und das Vertrauen, welches Sie in mich setzen, zu rechtfertigen!“ sagte Dick respektvoll und setzte dann hinzu: „Ich habe nur noch eine Bitte, Herr Graf!“

„Welche Bitte? Man spreche! Will man eine höhere Tantième? Man weiß es, auf's Gold kommt es mir nicht an! Ich will etwas zu Ihrer Aufmunterung thun, Dick — der morgige Königspreis gehört Ihnen ganz, wenn Sie siegen — ich begnüge mich mit dem Triumphe!“

Dick empfand über dieses Geschenk eine lebhafte Freude, denn es wog den Verlust, den er im Cursaale erlitten, fast auf.

Der Königspreis war auf sechstausend Francs angesetzt und da Dick nur auf ein Drittel desselben vertragsmäßigen Anspruch hatte, so hatte ihm der Graf soeben viertausend Francs geschenkt, den Sieg natürlich vorausgesetzt.

„Sie sind so gnädig und großmüthig gegen mich, Herr Graf, daß ich beschämt dastehe und mir jedes Wort des Dankes auf der Zunge erstirbt!“ stammelte Dick. „Es war keine materielle Begünstigung, Herr Graf, die ich mir erbitten wollte. Sie haben mich in materieller Beziehung

so gut gestellt, daß ich der unverschämteste aller Jockeys sein müßte, wenn nur eine Regung der Unzufriedenheit in mir aufkommen könnte. Ich wollte Sie nur bitten, Herr Graf, mir zu erlauben, bei dem morgigen Rennen anstatt der rothen Jacke, in der ich bisher immer zu reiten pflegte, eine blaue anlegen zu dürfen!"

„Eine blaue Jacke? Warum nicht gar? Was ist das wieder für eine Marotte?" verwunderte sich der Graf, während seine Freunde lachten.

„Nennen Sie es Aberglauben, Herr Graf, und machen Sie sich immerhin darüber lustig — ich habe mein sicheres Vorgefühl und weiß, daß mir die rothe Jacke morgen kein Glück bringt!"

„Das ist lustig!" rief Slyken, die Karten aus der Hand legend, um sich ausschließlich mit Dick beschäftigen zu können.

Seit Dick mit seinem barocken Anliegen herausgerückt war, hatte das Spiel, das bis dahin trotz seines Dazwischentretens fortgesetzt worden war, einen Stillstand erfahren, da das komische Intermezzo der vollen und ungetheilten Aufmerksamkeit der Spielergruppe werth schien.

„Das ist lustig!" wiederholte Slyken. „Also

man hat Vorahnungen, die sich um Jacken drehen? Aber die rothe steht schon auf dem Programm." — Slyken zog einen Streifen rothen Papieres hervor und reichte ihn dem Jockey. — „Da steht's: Rennen um den Königspreis — sieben Concurrenten — Graf Slyken — Stute Miß Arabella — Goldfuchs — Jockey Dick Hawerton — Rothe Jacke." —

„Es steht allerdings da," — sagte Dick, das Papier zurückgebend, „aber ich bin der Ansicht, daß es dem Herrn Grafen nur ein Wort kostet, damit auf den Programmen, die morgen in officiöser Weise beim Rennen zur Vertheilung kommen werden, die rothe Jacke durchstrichen und ihr die blaue substituirt wird. Wenn ich nicht geritten wäre, hätte die Aenderung des Programms doch noch radicaler ausfallen müssen."

„Gut denn, Dick," entschied der Graf, „wenn's Ihnen Spaß macht und Ihnen mehr Zuversicht gibt, so reiten Sie blau — ich werde den Fall den Herren vom Rennausschuß zur Kenntniß bringen und sie werden ihn gewiß ebenso barock finden, wie ich und wir Alle, aber sie werden schwerlich etwas gegen die blaue Jacke einzuwenden haben!"

Dick verließ, von einer neuerlichen Lachsalve der Tafelrunde begleitet, das Zimmer. Aber das Lachen der Cavaliere bekümmerte und ärgerte ihn nicht, er war froh, daß man ihm seinen Willen gethan hatte.

Nun war doch Jaquetta's Traum um seine Pointe gebracht — sie hatte ihn in der rothen Jacke, in welcher er immer zu reiten pflegte, aufgebahrt gesehen, wenn er aber morgen in der blauen Jacke ritt, so traf der Traum nicht zu und da sich Dick trotz alledem sagen mußte, daß der Traum Jaquetta's und das, was diese an bösen Vorahnungen an denselben knüpfte, auf ihn einen gewissen Eindruck gemacht hatte, den er sich vergeblich wegzudisputiren bemühte, so diente die Veränderung in der Farbe des Costümes, die er soeben durchgesetzt hatte, dazu, ihn selbst zu beruhigen und bezüglich des Rennerfolges sicher zu machen.

Aber er hatte mit seinem scheinbar so naiven Ansinnen noch eine andere Absicht verbunden.

Da er nun einmal Jaquetta täuschen und in der Meinung erhalten mußte, daß er morgen nicht reite, so wollte er die Täuschung gründlich

ausführen und seinem Versprechen überzeugende Belege folgen lassen, die bei Jaquetta jeden Zweifel an der Wahrhaftigkeit seiner Worte niederschlagen mußten.

Wenn er Jaquetta morgen zu der Zeit, wo das Rennen stattfand, verließ, so konnte sie leicht mißtrauisch werden und einige schlimme Stunden der bangen Ungewißheit verleben, die ihrer Gesundheit in der Schonung erheischenden Lage, in welcher sie sich befand, unmöglich förderlich sein konnten.

Brachte er ihr aber, gleichsam als Symbol, daß es ihm mit dem gänzlichen Aufgeben seiner bisherigen Laufbahn unwiderruflicher Ernst sei, die rothe Seidenjacke, welche er bisher stets an Renntagen getragen hatte, so mußte sie das vollständig beruhigen und über jede Anzweiflung seiner Worte hinwegbringen.

Er konnte sie dann sogar morgen während der Rennzeit verlassen, ohne ihren Argwohn rege zu machen.

Denn selbst wenn er ihr sagte, er fühle ein lebhaftes Verlangen, dem Rennen als Zuschauer beizuwohnen, konnte sie darin nichts Besonderes,

nichts Beunruhigendes finden und seine Abwesenheit leicht ertragen, ohne sich durch dieselbe alterirt zu fühlen. Hielt sie doch die rothe Jacke als Bürgschaft in der Hand, daß er nicht reite und keiner Gefahr ausgesetzt sei.

Dick war mit sich höchlich zufrieden, daß er auf einen so klugen Einfall gekommen sei und führte denselben alsbald mit aller Unbefangenheit, die er auftreiben konnte, aus.

Aber während sich Jaquetta noch über den Besitz der rothen Jacke freute, arbeiteten Schneiderhände bereits daran, die blaue Jacke, die sich Dick von einem Collegen geliehen hatte, für ihn zu adaptiren.

Fünftes Kapitel.

Das Rennen.

Man kann sich nicht leicht einen ungemüthlicheren Tag denken, als jener war, an welchem das Pferderennen in Wiesbaden vor sich gehen sollte.

Das noch Tags zuvor günstige Wetter hatte über Nacht plötzlich umgeschlagen und es goß in Strömen.

Die Stadt war wie in einen Nebelschleier gehüllt und von dem Walde, der sie umgab, sah man so gut wie nichts.

Bleiern wölbte sich der Himmel über dem sonst so lieblichen Kesselthale, in welchem Bad Wiesbaden liegt und man brauchte diesen Himmel nur anzusehen, um sofort alle Hoffnung auf ein Besserwerden fallen zu lassen.

Es war ein Landregen in bester Form, mit

dem man es da zu thun hatte und dabei wehte ein orkanähnlicher Wind, der den Leuten die Regenschirme umdrehte und die Nässe ins Gesicht peitschte, daß gar keine Vorsichtsmaßregeln Stich hielten und man bald den Kampf mit dem Elemente aufgab.

Unter solchen Umständen war natürlich nur eine schwache Betheiligung an dem Rennen von Seiten des Publikums vorauszusehen und es war unter diesem auch ziemlich stark die Ansicht verbreitet, daß das Rennen verschoben werden dürfte.

Aber das naive Publikum denkt und der Rennclub lenkt — der Rennclub hätte aber eine Art unverantwortlicher Feigheit darin gesehen, den Elementen zu weichen und schließlich hatte er auch nur die Wahl, von dem Rennen in Wiesbaden ganz abzusehen oder es an dem einmal angesetzten Tage trotz aller Ungunst der Witterung abzuhalten.

In fünf Tagen war bereits wieder ein anderes Rennen an der Tagesordnung und Cavaliere, Jockeys und Pferde hatten keine Zeit zu verlieren, wenn sie rechtzeitig in der einige Dutzend Mei-

len entfernten Hauptstadt Stuttgart eintreffen wollten.

Das Rennen mußte also programmsmäßig vor sich gehen, auf die Gefahr hin, daß sich außer dem Rennclub, den dabei irgendwie interessirten Pferdebesitzern und den Stallmeistern, Jockeys und Reitknechten nur einige in undurchdringliche Regenmäntel eingehüllte Pferdeliebhaber auf dem Rennplatze einfänden.

In der That bot der Anblick des Rennplatzes wenig Erquickliches dar. Die berittene und unberittene Gensdarmerie, welche sich Tags zuvor noch auf einige heiße Stunden und Conflicte mit dem Publikum gefaßt gemacht hatte, bedauerte, nicht zu Hause geblieben zu sein, da Niemand da war, der von der Rennbahn hätte ferngehalten werden können.

Was an feinerer Welt dem Rennen beiwohnte, kam in wohlverschlossenen Equipagen und Miethwagen, stieg bei der Tribüne aus, sah sich aber durch den Regen, den selbst das Dach, welches die Tribüne bedeckte, nicht vollständig abhielt, da es in seiner Bauart mehr als eine Schutzwehr gegen die Sonne auftrat, bald wieder veranlaßt,

zu den besser verwahrten Fuhrwerken zurückzuflüchten.

So bestand denn, ein paar Dutzend Wagen abgerechnet, deren Inhalt aus geputzten Damen bestand, die den einmal mißglückten Landungsversuch bei der Tribüne nicht zum zweiten Mal wiederholten, das ganze Publikum in dem unter Regenschirmen fungirenden Rennclub und in einer Gruppe von Herren, die sich fröstelnd in die Mackintoshe hüllten.

Der Herzog war auch nicht gekommen.

Eine Nummer des Programms folgte der anderen auf dem Fuße, manche blieb ganz weg, da die zum Rennen Eingeschriebenen ihre Pferde im letzten Augenblick zurückzogen und lieber das für solche Fälle stipulirte höhere Reugeld zahlten, als daß sie die Gesundheit der mit so großen Kosten gezüchteten Pferde auf's Spiel gesetzt hätten. Goß es doch so, daß man nicht zehn Schritte vor sich sah und kaum die Farben der Jockeys unterschied, wenn diese an Einem vorbeijagten.

Jetzt war man bei der letzten Nummer, bei dem Rennen um den Königspreis.

Von den sieben Pferden, die zu demselben

angemeldet worden waren, waren fünf auf dem Platze und fünf Jockeys waren bereit, in die Schranken zu treten, darunter ein blauer, über den viel gelacht und gewitzelt wurde, weil man ihn bisher stets roth bejackt gesehen hatte.

Der blaue war Dick Hawerton.

Sein Herz klopfte hörbar, als er sich für den entscheidenden Moment bereit machte, indem er auf die Wage trat und die Gewichtsausgleichung an seinem Körper und an seinem Sattel vornehmen ließ.

Jetzt war Alles in Ordnung — Bleiatome hatten die geringste Gewichtsdifferenz, die zwischen dem Rothen, dem Blauen, dem Gelben, dem Violetten und dem Grünen stattfand, beseitigt.

Der Blaue hatte des Gleichgewichtes wegen je zwei Bleikügelchen in jede seiner Hosentaschen vergraben müssen und einige Bleistücke waren ihm in den Sattel eingenäht worden.

Und nun standen die fünf Concurrenten neben einander — die Glocke gab das Zeichen — ein — zwei — dreimal — und dahin jagte das Kleeblatt wie die wilde Meute.

Der Blaue anfangs maßhaltend, haushaltend

mit seinen und seines Pferdes Kräften, so daß er scheinbar zurückblieb — dann aber ausholend zu schärferem Tempo, sein Thier durch Zurufe elektrisirend, daß er seinen Kameraden jetzt zur Seite, jetzt schon wieder voran war.

Diese thaten ihr Möglichstes, ihm den Sieg schwer zu machen — aber er blieb voran — der Sieg konnte ihm nicht mehr entgehen — noch eine halbe Minute und er ist der Erste am Ziele — da sieht er auf — da kommt es ihm vor, als sähe er eine Frau querfeldein laufen, der Rennbahn zu — die Frau trägt eine seltsame Tracht, die man in dieser Gegend nicht kennt — er aber kennt diese Tracht — er hat diesen weiten, wallenden, schwarzen Mantel mit der breiten und tiefen Capuze, in welche man bei Wind und Regen den Kopf vergräbt, schon einmal gesehen — er hat ihn gesehen bei seiner Frau, als sie bei Nacht und Nebel das väterliche Haus verließ, um mit ihm zu gehen — war doch dieser Mantel, wie ihn die Mädchen und Frauen in den belgischen Seestädten zu tragen pflegen, das Einzige gewesen, was die junge Frau außer der Kleidung, die sie sonst noch am Leibe hatte, vom Hause mitnahm!

Es war kein Zweifel, es war Jaquetta, die auf die Rennbahn zulief — aber der Regen war so dicht, daß sie seinem Blick schon wieder entschwunden war, kaum daß er sie erschaut hatte — er aber hätte sie gern noch einmal gesehen — er konnte nicht zweifeln, daß sie es war und wollte doch zweifeln — was hatte sie aus dem Hause getrieben — in diesem Wetter hierher? —

Dick erhob sich leicht im Sattel und sandte einen Blick zurück.

Es war ein verhängnißvoller Augenblick.

Das hastende Pferd mochte durch die Lockerung des Zügels oder durch irgend ein unvorhergesehenes Hinderniß, das ihm auf der Rennbahn in den Weg kam, in Unsicherheit und Verwirrung gerathen — es mäßigte die ungestüme Bewegung nach vorwärts, bäumte sich und warf den Reiter, der seine ganze Aufmerksamkeit eben einem andern Gegenstand zuwandte, aus dem Sattel.

Dick's Sturz war ein so unglücklicher, daß er mit dem Fuße im Steigbügel hängen blieb.

Die übrigen Jockeys sahen ihn vom Pferde verschwinden und schossen mit einem wilden und jubelnden Halloh an ihm vorüber.

Sie waren den gefährlichsten Mitconcurrenten los geworden — jetzt gehörte einem von ihnen der Sieg, den sie sich durch Dick bereits entwunden gesehen hatten — es war gleichgiltig, wer von ihnen siegte, wenn nur der allezeit sieghafte Dick einmal eine Schlappe erlitt — was kümmerte sie der Kamerad am Boden, er mochte zusehen, wie er sich wieder aufraffte, hier war jeder sich selbst der Nächste.

Und fort ging es in ungezügeltem Galopp, Miß Arabella hinterdrein.

Sobald die letztere die Thiere, denen sie bis dahin den Vorzug abgewonnen hatte, vor sich sah, setzte sie sich wieder in stürmische Bewegung und rannte pfeilschnell dahin, Dick, der sich aus dem Steigbügel nicht losmachen konnte, mit sich schleppend.

Ein Gensdarm, der nicht weit vom Rennziele stationirt war, an welchem die Kameraden Dick's längst angelangt waren, gewahrte die verzweifelte Lage, in welcher sich Dick befand und wollte ihn aus derselben befreien, indem er mit Lebensgefahr einen Versuch machte, dem Pferde in die Zügel zu fallen.

Miß Arabella scheute zurück, machte einen Seitensprung und verließ die Rennbahn.

Dick immer mit sich fortschleifend sprengte sie über Stock und Stein hin und rannte jetzt querfeldein, wich im nächsten Augenblick einem Baume oder einer Hütte aus und endete damit, daß sie bei einem Versuche, über einen breiten Straßengraben zu setzen, verunglückte.

Dick, der das Bewußtsein längst verloren hatte und aus zahllosen Wunden blutete, lag leblos neben dem Pferde da, welches die beiden Vorderfüße gebrochen hatte.

Er war über und über mit Erde, Lehm und Schlamm bedeckt und die Farbe seiner seidenen Jacke war kaum mehr zu erkennen.

Die einzige Farbe, die sich bemerkbar von dem vielfach besudelten Seidenzeuge abhob, war die rothe, denn das Blut zeichnete einzelne Stellen des Kleidungstückes in unheimlicher Weise.

Es dauerte nicht lange, so sammelten sich Leute um die Unglücksstätte, welche mitleidsvoll Hand anlegten, um den Jockey von dem Pferde loszulösen.

Einer der Ersten auf dem Platze war jener

Gensdarm, dessen gute Absicht, Dick zu helfen, in so trauriger Weise in das Gegentheil umgeschlagen war.

Er forderte die Leute, die Dick umstanden, auf, den Verunglückten in das nächste Haus zu bringen und griff selbst zu, um den Transport zu bewerkstelligen.

Keiner aber wußte, ob er eine Leiche oder einen lebendigen Menschen trug und die Uebertragung, die unter strömendem Regen vor sich ging, hatte etwas Unheimliches an sich.

Inzwischen hatte sich das Gerücht von dem Unglück, das Dick zugestoßen war, auch auf dem Rennplatze verbreitet und die dort Versammelten machten sich auf den Weg nach dem Hause, in welches der Verunglückte gebracht worden war.

Es war ein bunter Knäuel von Cavalieren, Jockeys und sonstigen unbetheiligten Neugierigen, der sich, das entsetzliche Wetter und den Koth, in welchen man bei jedem Schritte bis an die Knöchel niedersank, nicht achtend, dem Hause zuwälzte, in welchem Dick lag.

Auch ein Arzt befand sich unter der Schaar — er trat an Dick heran, der regungslos auf

einem Bette lag, fühlte ihm den Puls, sah ihn prüfend an und erklärte dann in ernstem Tone, daß der Jockey todt sei.

Ein erschütternder Schrei folgte dieser Verkündigung — er kam von den Lippen einer jungen Frau, die in einem seltsamen Anzuge dastand, nachdem sie sich durch den dichten Haufen, der das Haus umlagerte, gewaltsam Bahn gebrochen hatte.

Die Frau war in einen langen, schwarzen Mantel gehüllt, der sie wie ein Talar umwallte. Nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte, warf sie sich auf den Leichnam, ergriff die Hand desselben und preßte ihr Antlitz auf das entstellte Gesicht Dick's, von welchem eine mitleidige Hand das Blut und die Erde weggewaschen hatte.

Man hörte eine geraume Weile nichts als das Wimmern und Schluchzen der unglücklichen Frau, welcher Jedermann bereitwillig Platz machte, weil er voraussetzte, daß sie dem Todten im Leben nahe gestanden.

Unter denen, welche die weinende Frau mit großem Interesse betrachteten, befand sich obenan

Slyken, welcher es ahnte, daß diese fremdartige Erscheinung, deren Gesichtszüge er nicht zu erforschen vermochte, da sie sich rückhaltslos ihrem Schmerze hingab, Dick's Frau war, welche ein unglückseliger Augenblick zur Wittwe gemacht hatte.

Neben Slyken interessirte sich noch ein Anderer von den Anwesenden in hohem Grade für die junge Frau, die so unglücklich schien.

Dieser Andere war der junge Gensdarm, der Dick hatte retten wollen und sich später seiner annahm.

Der junge Mann übertrug das Mitleid, das er für den Jockey empfand, der so plötzlich dem Leben entrückt worden war, auf die Frau, die er in Thränen zerflossen über der Leiche liegen sah.

Er näherte sich ihr, berührte ihre Hand und sagte:

„Wenn ich Ihnen behilflich sein kann, den Verstorbenen in seine Wohnung zu schaffen, so gebieten Sie über mich!“

Die Frau sah auf und ihre verstörten Züge glätteten sich ein wenig, als sie in das Antlitz des Gensdarmen blickte, in welchem sich die aufrichtigste Theilnahme spiegelte.

„Sie haben Recht,“ sagte sie, indem sie sich erhob, „hier kann er nicht bleiben!“

„Wohin sollen wir ihn bringen?“ fragte der Gensdarm.

Die Frau war eben im Begriffe zu antworten, als Slyken an sie herantrat.

Er war von ihrer Schönheit überrascht und fühlte seine Theilnahme für sie mit jedem Blicke, den er auf sie richtete, steigen.

Mit den Worten: „Sie sind gewiß Dick's Frau?“ näherte er sich der Wankenden, die sich auf den Gensdarm stützte.

Jaquetta bejahte die Frage und streifte den Grafen mit einem flüchtigen Blicke.

„Ich bin der Graf Slyken!“ fuhr der Graf fort und setzte, ohne sich an Jaquetta's schmerzliches Aufzucken und ihre abwehrende Handbewegung zu kehren, hinzu: „Ich nehme an Ihrem Unglück den lebhaftesten Antheil und werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, es zu lindern!“

Jaquetta rief unter krampfhaftem Schluchzen:

„Sie haben mich um meinen Mann gebracht, Herr Graf. — Sie haben ihn überedet zu reiten! O wie habe ich ihn gebeten, es nicht zu thun —

o mein Traum, mein Traum, da ist er nun erfüllt — da liegt mein armer Mann ganz so wie ich ihn im Traume gesehen habe — er hat wohl eine blaue Jacke angethan, damit ich ihn nicht erkennen soll — aber das Blut hat die blaue Jacke roth gefärbt und mein Traum ist erfüllt!“

Jaquetta's Stimme erstickte im Weinen und unter den Händen, mit welchen sie ihr Antlitz bedeckte, drang nur ein leises Wimmern hervor.

Slyken fühlte sich von wahrhaftem Mitleid bewegt und sagte lebhaft:

„Glauben Sie mir, Madame, ich habe ihn nicht genöthigt zu reiten! Er ist gestern freiwillig zu mir gekommen, um mir mitzutheilen, daß er seinen Entschluß geändert habe und dennoch reiten wolle. Ich läugne nicht, daß mich diese Sinnesänderung freute — mein Gott, wozu hat man seine Jockeys und seine Pferde, als um mit ihnen Ehre einzulegen! Und ich habe mit dem guten Dick stets Ehre eingelegt — das will ich nie vergessen und alles Mögliche thun, um Ihnen Ihr Schicksal zu erleichtern. Ich kann Ihnen Ihren Mann nicht wieder geben, aber ich will wenigstens dafür sorgen, daß Sie durch äu-

ßere Drangsale nicht daran gemahnt werden, daß Sie eine hilflose Wittwe sind! Rechnen Sie in jeder Beziehung auf mich.“

Slyken entfernte sich und mit ihm verschwanden die übrigen Cavaliere und ihr Gefolge.

Auch die Neugierigen verliefen sich nach und nach, das Wetter war zu schlecht, als daß es Jemanden lange im Freien geduldet hätte.

So blieben zuletzt nur Jaquetta, der Gensdarm und die Bewohner des einschichtigen Hauses, die den Verunglückten menschenfreundlich aufgenommen hatten, um den Leichnam zurück.

Der Gensdarm besorgte eine Bahre und der Trauerzug setzte sich gegen Wiesbaden zu in Bewegung.

Die Gefühle der armen Jaquetta, welche nun ganz allein in der Welt dastand, lassen sich nicht beschreiben.

Die unglückliche Frau war heute von dem Augenblicke an, wo sie beim Erwachen der Gedanke beschlich, Dick könnte doch seinen Entschluß ändern und reiten, durch eine Reihe peinlicher Aufregung gegangen.

Sie hatte sich vergeblich gesagt, daß sie eine

Thörin sei — besaß sie nicht die rothe Jacke Dick's? Hatte sie nicht Dick's Versprechen? Kam Dick nicht selbst, um eine ganze Stunde lang mit ihr zu plaudern?

Das war Alles gut, so lange er bei ihr war — aber als er ging, kam es über sie wie eine unbezwingliche Angst und Verzweiflung.

Sie schnappte nach Athem, es wurde ihr zu eng in der Stube und ihre fieberhafte Unruhe wuchs gegen die Stunde hin, in welcher das Rennen seinen Anfang nehmen sollte.

Endlich vermochte sie es in ihrer Stube nicht mehr auszuhalten, — sie mußte in's Freie, mußte auf den Rennplatz hinaus, mußte sich überzeugen, ob Dick sein Wort hielt, ob er unversehrt sei.

Sie hüllte sich in den dunklen Mantel, den sie mehr als eine Erinnerung an ihre Heimath, denn als ein Kleidungsstück, von dem man Gebrauch machte, aufbewahrte; der Mantel kam ihr eben unter die Hände, als es sie in's Freie trieb mit unwiderstehlicher Macht; unkenntlich gemacht durch ihn und gegen den Regen geschützt, eilte sie über Stock und Stein der Rennbahn zu.

Angst erfüllte ihr beklommenes Herz — da

sieht sie die Jockeys an sich vorbeijagen — sie glaubt ihren Mann zu erkennen — aber die blaue Jacke, die er anhat, beirrt sie — jetzt entzieht der strömende Regen die Reitergruppe ihren Blicken — sie eilt athemlos weiter — sie kommt auf den Rennplatz und sucht Dick — er ist nicht da — nicht als Zuschauer, nicht als Jockey — sie hört ein Murmeln, sieht ein Köpfezusammenstecken — ein Jockey, heißt es, ist verunglückt — sie hört keinen Namen, aber es schnürt ihr das Herz zusammen, vollends als man im Publikum flüstert: der Blaue, der Blaue!

Sie sieht die Cavaliere aufbrechen und auf ein einschichtiges Haus zugehen — sie folgt ihnen mechanisch dahin — drängt sich durch die Menge der Neugierigen und erkennt Dick in dem Augenblick, wo der Arzt proklamirt, daß er todt sei.

Arme, arme Jaquetta!



